Kähler, L. A.,

von ?. a. Kähler

Dr. Ludwig August Kähler,

weiland Konsistorialrath, ordentlicher Professor der Theologie, Superintendent und Pfarrer der löbenichtschen Kirche, Mitglied der Königlichen Deutschen und der Kantischen Gesellschaft zu Königsberg so wie der historisch-theologischen Gesellschaft zu Leipzig, Ritter des rothen Adler-Ordens dritter Klasse mit der Schleife.

Mittheilungen

über

sein Leben und seine Schriften

von

seinem ältesten Sohne

Dr. Siegfried August Kähler,
Konsistorialrath und Mil. Oberprediger des ersten Armee-Korps,
Ritter des rothen Adler-Ordens vierter Klasse.

Königsberg 1856,
gedruckt in der Schultzschen Hofbuchdruckerei.

In Kommission bei Wilhelm Koch.

Vorwort.

Diese Mittheilungen sind etwa zu einem Drittheil vollständig aus dem evangelischen Gemeindeblatte abgedruckt, für welches sie ursprünglich allein bestimmt waren. Da ich sie dem Herrn Herausgeber desselben anbot, und da er sich entgegenkommend zu deren Aufnahme bereit erklärte, sahen wir beide nicht voraus, daß sie einen solchen Umfang gewinnen würden; sie wuchsen mir unter der Arbeit, obwohl ich mich des sorgfältigsten Haushaltens mit dem reichen Stoffe befleißigte, der mir vorlag. So leid es mir nun auch that, konnte ich doch nichts dagegen einwenden, als aus Rücksichten auf die Bestimmung und den Umfang des Blattes im Januar die Fortsetzung ihres Abdruckes unterbrochen, im Februar der Abschnitt von der akademischen Thätigkeit meines Vaters mit vielen Abkürzungen, und von dem Abschnitte über sein Wirken im Konsistorium nur ein Auszug gegeben wurde. Beide Abschnitte erscheinen hier vollständig, noch vermehrt durch die Darstellung seiner letzten Lebensjahre und seines Endes in Wogenab, nebst einigen Beilagen.

Der geneigte Leser wird nicht ohne Anempfindung der liebevollen Wärme bleiben, mit welcher diese Blätter geschrieben sind, und welche wohl verzeihlich scheint für den Sohn, der in ihnen das Leben und Wirken seines innig verehrten Vaters zu zeichnen unternimmt. Ob ich es unternehmen durfte? und ob der Versuch, wie er nun vorliegt, nicht ganz mißlungen ist? Darüber habe ich mich mit der Veröffentlichung des eigenen Urtheils begeben. Doch drängt es mich jetzt, da meine Darstellung vervollständigt in einen größeren Kreis eintreten soll, insbesondere deshalb, weil Manchen die durch das Ganze gehende Grundauffassung unerwartet sein könnte, hier auszusprechen, was für mich bestimmend und entscheidend gewesen ist. Meine selige Mutter, welche der verewigte Vater selbst „die innige und lange Zeit einzige Theilnehmerin seiner geistigen Arbeiten, Fortschritte und Pläne", später oft, besonders nach ihrem Hinscheiden, den guten Engel seines Lebens genannt hat, betrübte sich bis zu ihrem Ende über die Wahrnehmung, daß er ungeachtet der ungewöhnlichen Anerkennung, welche er empfing, vielfach doch nicht so erkannt und beurtheilt wurde, wie sie es wünschte und für allein richtig hielt. Der Grund davon lag wohl einerseits in seiner eigenthümlichen Art und Weise, in der großen Lebendigkeit und Beweglichkeit seiner Seele, die ihn leicht zu Aeußerungen fortriß, deren Einseitigkeit er oft später erkannte; andrerseits darin, daß er, seiner Zeit und ihrem Ringen mit der vollen Kraft seines Geistes und Herzens zugewendet, ein Mann des Ueber-

ganges war und deshalb die zum Theil schon überwundene Vergangenheit neben der beginnenden Zukunft in sich trug, an deren Vermittelung er unermüdet arbeitete; und insbesondere noch darin, daß er eine sehr früh schon bemerkbare Scheu gegen Frömmelei und Scheinheiligkeit hegte, die bisweilen an Argwohn zu grenzen schien und ihn leicht dem Verdachte der Abneigung gegen jedes ungewöhnliche Maß der Kirchlichkeit und Frömmigkeit aussetzte. Wiederholt forderte meine vollendete Mutter mich darum auf, nach seinem Tode ein Lebensbild von ihm zu entwerfen, dessen Uebereinstimmung mit dem Wesentlichen ihrer Ueberzeugung sie mir zutraute. Dadurch fand ich mich wohl seit zwanzig Jahren schon bewogen, zu sammeln und mehrfach zu versuchen, ob mir eine Arbeit ihrem Sinne und seiner Bedeutung entsprechend gelingen möchte; allein die Feder sank mir nach kurzem Anfange jedesmal wieder aus der Hand, auch nachdem die geliebte, unvergleichliche Mutter vor einigen Jahren heimgegangen war. Sein im November v. J. erfolgter Tod, der meinen Geschwistern und mir seine unaussprechlich segensreiche Gegenwart iu unsrer Mitte entzog, bewirkte bei uns Allen eine viel lebhaftere Erinnerung an seine Vergangenheit, so weit wir sie übersehen konnten, und stellte zugleich ein Gesammtbild von ihm vor unsere Seelen, wie wir uns dessen bis dahin noch nicht bewußt geworden waren. Wenn jetzt der Versuch nicht gelang, das war mir deutlich so blieb der Wunsch meiner seligen Mutter für alle

Zeit unerfüllt; und deshalb entschloß ich mich dazu, ermuthigt durch die Hoffnung, daß die, welche ihn als lebendig Gegenwärtigen, wenn auch mehr oder minder genau, doch nur nach einzelnen Beziehungen und in einzelnen Zeiträumen seines Lebens gekannt hatten, in des Sohnes Bericht jenes Gesammtbild wiederfinden und von seiner inneren Wahrheit berührt auch gegen ihre bisherige Meinung ihm beistimmen würden. Dennoch blieb mancher Zweifel, manche Besorgniß zurück, auch als ich freundliche Aeußerungen über die ersten Bogen erfuhr, bis mir folgender Brief meines Vaters in die Hand kam, den er bei Zusendung seines größeren Werkes über die christliche Sittenlehre an mich schrieb, und den ich gleichsam als seine eigene Bevollmächtigung für mich zu diesen Umrissen seines Lebensbildes ohne weitere Bemerkung hier mittheile:

„Schwerlich, lieber Sohn, würde diese Arbeit ohne Deine aufmunternde Theilnahme jemals vollendet sein. Möge sie etwas enthalten, dessen Du Dich freuest, und woraus einst, wenn ich nicht mehr bin, der Geist Deines Vaters Dich lebendig anspreche. Meinen eigenen Forderungen, ich gestehe es offen, entspricht sie so wenig vollkommen, als — ich selbst. Wie sie gemeint war und ist, weiß keiner, wie Du."

Königsberg, den 6. März 1856.

Ludwig August Kähler.

Mittheilungen über sein Leben und seine Schriften
von seinem ältesten Sohne.

Ludwig August Kähler ist zu Sommerfeld, einer kleinen, aber freundlichen Stadt in der Neumark, geboren am 6. März 1775. Sein Vater Johann Siegfried Kähler war Doktor der Medizin, Stadtphysikus und seit seinem Jubiläum Königl. Preuß. Hofrath; seine Mutter Christiane Dorothee die jüngste Tochter des ehemaligen Superintendenten Wendt in Sorau. Von beiden Eltern entwirft der Sohn in einer Schrift bei Gelegenheit des erwähnten Jubiläums folgendes Bild: „Jene Seele der Hilfe, jenes innige Vertrauen, welches dem Arzte den Glanz eines rettenden Engels und seinen Anordnungen eine mit uralter Wunderkraft wirkende Gewalt giebt, gründete sich bei ihm nie bloß auf die Meinung von seiner wissenschaftlichen Einsicht und auf den Ruf seiner Geschicklichkeit; vielmehr erlangte es seine wahre und bleibende Stärke dadurch, daß Jeder sein Urtheil als keines Leichtsinns verdächtig, seine Sorgfalt als von der strengsten Pflichterfüllung ausgehend, seine Theilnahme als durch den Sinn der Menschlichkeit wohlthuend und sein Leben als durch Tugend geschmückt erkannte und erkennen mußte. Seine Tugend und Frömmigkeit, welche sein Bild in die Herzen seiner Kinder zu so unauslöschlicher Liebe und Verehrung gegraben, trug er auch in sein öffentliches Leben über. Sein fester Sinn trug zu jeder Zeit Vertrauen auf Gott und liebevolle Theilnahme am menschlichen Leben mit gleicher Lebendigkeit in sich; und diese seine fromme und liebevolle Gesinnung theilte oft tröstend und stärkend den Traurigen und Sterbenden eine geistige Kraft, die sie in sich selbst nicht fanden. Die Gattin, durch Seelenadel, Herzensgüte, Geistesbildung, Zartgefühl und Frömmigkeit verklärt, mit altmütterlicher Tugend stets Hüterin und Erhalterin des Hauses, ihren Kindern stets ein in Liebe und Strenge gleich schützender Engel, in einem

langen wechselvollen Leben mit unerschütterlicher Treue des Gatten Helferin und Genossin, war durch Gottes Gnade als Matrone dem Greis auf diesen Tag erhalten, daß sie, die unermüdet an der Arbeit seines Lebens theilgenommen, nach vollbrachter Arbeit auch Ehre und Wonne theilen möchte.“ —

Von seinem Vater, der mit großer Strenge die Erziehung seiner Söhne handhabte, bis dahin fast ausschließlich unterrichtet, bezog er, eilf Jahre alt, die Fürstenschule St. Afra in Meißen, wo sich sein ältester Bruder schon befand; vertauschte diese aber nach fünf Jahren mit der gelehrten Schule in Sorau, um dort noch einige Zeit auf seine Vorbereitung für die Universität zu verwenden. Im Jahre 1793 ging er nach Erlangen in dem damals preußischen Franken, wo ein Bruder seiner Mutter als Professor der Medizin lebte, um daselbst unter Seiler, Hänlein, Ammon u. A. Theologie zu studiren. Schon damals peinigte ihn der Zwiespalt zwischen dem Christenthume, welches er seinen frommen Eltern verdankte, und der herrschenden Behandlung theologischer Wissenschaften; er schwankte zwischen der Wahl eines andern Berufes und der Erfüllung des ihm wohlbekannten Wunsches seiner Eltern; der erste Predigtversuch in einer Landkirche sollte entscheiden. Gleich bei den ersten Worten des Eingangsgebetes blieb er stecken; doch er faßte sich zusammen, fing nochmals von vorn an und hielt seine Predigt ununterbrochen bis zu Ende; und so hielt er auch seinen geistlichen Beruf fest. Nach drei Jahren nahm er die Stelle eines Schloßpredigers und Hauslehrers bei einem reichsunmittelbaren Freiherrn auf dem Schlosse Buttenheim in Franken an, verließ dieselbe aber schon nach einem halben Jahre, durch die Unruhen und Greuel, welche der Einbruch der Franzosen in jene Gegenden trug, mit lebhafter Sehnsucht nach der Heimath erfüllt. Hier fand er bei dem Erbherrn seiner Vaterstadt, von Beerfelde, abermals als Hauslehrer zwei Jahre Beschäftigung, bis ihm im Oktober des Jahres 1798 die Adjunctur des Pastors Jungnickel zu Canig bei Guben in der Niederlausitz durch den Gutsbesitzer, späteren Landrath Baron von Manteuffel zu Theil ward, eine Stellung, die zwar damals um des Berufs willen seinen Wünschen entsprach, ihren äußeren Verhältnissen nach aber wenig beneidens-

werth war. Denn er selber sagt in Bezug auf seine ein halbes Jahr darauf am 28. März 1799 vollzogene eheliche Verbindung mit seiner Gattin Sophie Erdmuthe, jüngsten Tochter des früher in Sorau verstorbenen Postmeister Seydel: er wisse nicht, ob frommes oder jugendliches Vertrauen ihm den Muth dazu gegeben habe. Von ihr hoffte er, sie sollte ihm Genossin seiner Sorgen, Freuden und Studien sein; und nach zwanzig Jahren bekannte er: sie sei von jeher nicht blos mit der edelsten Treue Gehilfin seines Lebens, auch die innige und lange Zeit die einzige Theilnehmerin seiner geistigen Arbeiten, Fortschritte und Pläne gewesen. Ja als er durch das Weitergreifen der zersetzenden Kritik bei seiner lebendigen Wahrheitsliebe abermals in Zweifel über seinen Beruf und in große Gewissensbedrängniß gerathen war und deshalb sein Amt aufgeben und als Zollbeamter oder einmal auch im österreichischen Staatsdienst, für den damals Norddeutsche gesucht wurden, ein Unterkommen finden wollte: da war es die Besonnenheit und das feste Vertrauen seiner Gattin zu seinem innern Berufe für den Dienst der Kirche, was ihn darin erhielt. Obwohl er einmal die einsame Stille und glückliche Verborgenheit seiner damaligen Lage rühmt, so empfand er doch schmerzlich den täglich wachsenden häuslichen Druck und fast gänzlichen Mangel an literarischen Hilfsmitteln zur Befriedigung seines ungewöhnlich lebhaften Wissensdurstes. In jenem Drucke und damit enge zusammenhängenden Mangel ist wohl ein wesentlicher Grund davon zu suchen, daß er während dieses Lebensabschnittes den Trieb seines rastlos vorwärtsstrebenden Geistes vornehmlich in dichterischen Hervorbringungen zu befriedigen suchte. Vom Standpunkte seiner späteren Leistungen aus erkennt man jedoch deutlich in ihrer Reihenfolge eben so viele Entwickelungsstufen seines Strebens, in die Grundverhältnisse des sittlichen Lebens der Menschen einzudringen. Deshalb sind diese Arbeiten nicht ohne bemerkbaren Einfluß auf seine Eigenthümlichkeit als wissenschaftlicher Schriftsteller und besonders als geistlicher Redner geblieben. Obwohl sie sämmtlich ohne seinen Namen erschienen sind, bekennt er sich doch öffentlich zu ihnen in einer Zeit, da seine Leistungen auf theologischem Gebiete schon Anerkennung gefunden hatten (Weltkunde 1818. I. 33).

Graf Friedrich von Werben in zwei Bänden, die erste Schrift des sechs- bis siebenundzwanzigjährigen Mannes, stellt in leichter Umhüllung unter einer Geschichte aus den Zeiten der Revolutionskriege den sittlichen Grundgedanken nach kantischer Auffassung dar, welcher am Schlusse in dem als Wirklichkeit gefaßten Postulat der Glückseligkeit für den Würdigen deutlich hervortritt. Athanasia, Denkmal der Zusammenkunft Alexanders und Friedrich Wilhelm des Dritten (1802), eine blühend geschriebene Allegorie, zugleich ein Zeugniß für seine warme Vaterlandsliebe, ist eingegeben von schönen Hoffnungen für Preußen, deren Erfüllung er allerdings in reichem Maaße, aber erst nach harten und völlige Vernichtung drohenden Kämpfen, die er auf das Schwerste mitempfand, erleben sollte. In ihr zeigt sich mehr als in der vorgenannten Schrift die Jugendarbeit, und sie hätte nach seinem Vorgange in der erwähnten Aufzählung seiner frühesten Schriften unberührt bleiben können, wenn sie nicht für seinen innern Bildungsgang bezeichnend wäre. Denn sie stellt die edle Menschlichkeit in ihrer Würde als schönes Ideal dar, um die Nacheiferung zu reizen. Im Gegensatze hiezu zeigt Bauer Martin, der Mörder, in einem Bande, mit dem Wahlspruch: mutato nomine de te fabula narratur, in dem Gewande der socialen Verhältnisse jener Zeit das sittlich Häßliche und Schöne in scharfen Charakteren gezeichnet und im schroffsten Gegensatze zu einander gestellt, jenes jedoch vorherrschend, um zu diesem hinzudrängen. In jeder Hinsicht bedeutend über die genannten Arbeiten erhebt sich Herrmann von Löbeneck, in drei Bänden, ein Werk, welches als der Gipfel seiner dichterischen Leistungsfähigkeit zu betrachten ist, wie er selber dadurch anerkennt, daß er sich auf späteren Erscheinungen dieser Art als Verfasser desselben bezeichnet. Mehr noch, als die große Gewandtheit stets geistvoller Schürzungen und Lösungen und der glänzende Gedankenreichthum ihrer Ausstattung, zieht uns auch darin der sittliche Grundgedanke an, welcher im geraden Gegensatze zu dem ersten seiner Bücher steht und durch den Sinnspruch des Titels ausgedrückt wird: „Das eben ist der Fluch der bösen That, daß sie fortzeugend Böses muß gebähren" — und der in dem Seufzer Herrmanns am Schlusse des Buches wiederhallt: „Seid weiser als euer Vater, glücklicher als

eure Mutter!" — Der letzte dieser nach Kants Urtheil mißlichen Versuche, in der Form von Romanen die thatsächliche Lösung sittlicher Fragen zu geben, ist Theodore von Manstein, in Sprache, innerem Haushalt und objektiv ausgeprägter Gediegenheit des Gedankens die vollendetste Arbeit, welche sich zu der vorigen etwa wie Göthes Wahlverwandtschaften zu seinem Wilhelm Meister verhält, mit dem Herrmann von Löbeneck zu seiner Zeit von den Kunstrichtern verglichen worden ist. Der Anführung werth ist in Bezug auf diese Reihe von Schriften folgende Aeußerung ihres Verfassers: „Ich entsagte einer Beschäftigung, bei welcher ich stets ungewiß geblieben war, ob das Lob oder die Freundschaft sogar, welche sie mir erwarb, mehr Rücksicht verdiente, als der Widerspruch, worin sie mit meiner Lage und mit meinen innern Gefühlen stand; einige Erzählungen in Taschenbüchern ausgenommen, wozu mich die freundschaftlich dringende Aufforderung ihrer Eigenthümer vermochte." Auch diese Erzählungen, welche später unter dem Titel Epheuranken in einem Bande vereinigt erschienen, sind als eben so viel psychologisch-ethische Studien ihres Urhebers zu betrachten. Wem diese Schriften, besonders einige Schilderungen aus dem Leben der Edelleute jener Zeit, bekannt geworden, der muß sich sehr überrascht finden durch die 1809 gedruckten Meinungen eines Bürgers über den Erbadel. Als dieser Stand zufolge der Revolution und des letzten unglücklichen Kampfes gegen dieselbe auf den Feldern Thüringens und Ostpreußens in der öffentlichen Meinung und nach dem Geständnisse der Würdigsten und Besten seiner Genossen in sich selbst am Tiefsten gesunken war, und als im höhern Bürgerstande die still, aber glänzend entwickelte Geistes- und Charakterbildung ihre Gleichstellung mit den bisher Bevorzugten am erfolgreichsten beanspruchte, versuchte der Verfasser in dieser Schrift zu erweisen, daß jene Einrichtung zweckmäßig, ja unentbehrlich sei und obwohl nicht frei von mancherlei Ausartungen, dennoch bewahrt werden müsse; daß die damals so allgemein über sie ausgesprochenen Verdammungsurtheile einseitig, unbegründet, ungerecht seien; und daß diejenigen, welche die Stellung des befeindeten Standes im Staatsorganismus einzunehmen verlangten, wenn nicht allemal weniger, jedenfalls nicht mehr dazu sich

eigneten. — Ein schönes Zeugniß der Selbständigkeit mitten im Strome der Zeitmeinungen und des furchtlosen Sinnes für Wahrheit und Gerechtigkeit, welchen auch der Wahlspruch des Titels kundgiebt: Plato amicus, sed magis amica veritas.

Alle diese geistesfrischen Arbeiten gingen aus einer ärmlichen Hütte hervor, in welcher zur Winterszeit nur eine niedrige Stube den nöthigen Schutz gewährte, und auch dies erst, wenn ihre Wände durch eine Aufschüttung von Kiefernadeln umwallt waren, in welcher jedoch immer die höchste Sauberkeit und Ordnung zu finden war. Am Ende eines langen Tisches saß er bei einem Lichte mit seinen amtlichen oder schriftstellerischen Arbeiten beschäftigt; auf der entgegengesetzten Seite am Kaminfeuer hatte die unermüdet thätige Gattin, selber spinnend, ihre Mutter, Kinder, Pflegetochter sammt den Mägden um sich versammelt, deren Aufmerksamkeit sie durch eben so lehrreiche als anziehende Erzählungen zu fesseln verstand. Im Sommer pflegte er unter einem von drei Balken getragenen, an die Scheune gelehnten rohen Bretterdache im Garten zu schreiben, vielfach unterbrochen von den Beschäftigungen des Land- und Gartenbaues, der Fischerei mit Harpune oder Netzen in einem zur Pfarre gehörigen Teiche, oder auch von Spaziergängen in Feld und Wald, wozu ihn sein reger Sinn für die Natur antrieb, und wobei er am liebsten seine ganze Familie um sich sah, so gern auch bisweilen die emsige Hausfrau ungestört bei ihrer wirthschaftlichen Beschäftigung geblieben wäre. Eine wohlthuende Unterbrechung dieses zurückgezogenen Lebens und eine kräftige Anregung seines empfänglichen, bildungsdurstigen Geistes wurde ihm während dieses Zeitraums dann zu Theil, wenn er einmal einen Besuch in Lübben machen und sich dort des Umgangs mit geistreichen Männern erfreuen konnte, wo der Freiherr von Houwald, der Syndikus Süßmilch, der Graf von Löben, besonders aber sein treuer und geliebter Jugendfreund von der Schule her, der Regierungspräsident von Manteuffel, und Andere ihn als einen willkommenen und ebenbürtigen Genossen in ihren Kreis aufnahmen. Noch in seinen spätesten Lebensjahren weilte seine Erinnerung gern bei diesem Kreise, und er pflegte manchen gelungenen Vers, manches scharfe Witzwort zu erzählen, mit welchem der Umgang in ihm gewürzt worden. Eine

andere ungewöhnliche Anregung brachte seit dem Spätherbst 1806 der Durchzug französischer und rheinbündischer Heeresabtheilungen, wobei ihm und Andern, wie früher schon in Franken, seine Fertigkeit in der französischen Sprache, die er seinem Schwiegervater Seydel verdankte, manche wesentliche Dienste leistete. Eine Probe seines sittlichen Ernstes und seiner Geistesgegenwart aus jener Zeit giebt folgende Antwort auf die nicht ohne spöttisches Lächeln an ihn gerichtete Frage eines französischen Obersten, weshalb man bei protestantischen Geistlichen oft so zahlreiche Kinder fände, mit den Worten: weil sie in der Regel mäßig, keusch und arbeitsam leben. Viele der Durchziehenden haben damals seine Gastlichkeit erfahren und in späteren Quartieren gerühmt, so ärmlich auch in jeder Beziehung die äußeren Mittel dazu waren. Am frohesten aber ging es in dem kleinen Pfarrhause zu, wenn einer oder mehrere von seinen vier Brüdern und zwei Schwägern bei ihm einkehrten; denn die Liebe zu den Verwandten war ein hervorstechender Zug seines überhaupt von Grund aus wohlwollenden Herzens, davon er in späteren Jahren zu thatsächlichen Beweisen vielfach Anlaß und Mittel fand. Eine Tasse Kaffee im Freien, eine Pfeife selbstgepflanzten Tabacks oder eine Flasche Wein, die etwa als Anerkennung für ein überreichtes Exemplar seiner Schriften von einem Gönner gekommen war, befriedigten das einfache Bedürfniß, und ein höchst unvollkommenes altes Klavier, auf dem er mit großer Fertigkeit Mozart's Sonaten oder auch eigene Kompositionen und Phantasien vorzutragen verstand, diente nicht wenig zur Erhöhung der Freude, die auch wohl im heitern Gesange sich äußerte, während die Gattin mit stets gleicher Güte ihre mühevolle Arbeit und Sorge für den wachsenden Kinderkreis unterbrach, um der Gäste und des Gatten geselliges Behagen zu fördern. Einst sollte der Kaffee bei solchem Anlaß weit hinten im Garten unter den Obstbäumen getrunken werden, und weil die Mägde sämmtlich auf dem Felde beschäftigt waren, trug sie selber, der Entbindung nahe, das Kaffeebrett dahin, die schönsten Tassen ihres Besitzes, der Mehrzahl nach Liebesgaben, darauf; da stieß sie an einen unbemerkten Stein, fiel und sah Alles vor sich in Scherben. Doch Gott hatte sie mit ihrer Bürde beschützt und die Küsse des Gatten und der

Schwäger, die auf das Geräusch herbeigeeilt waren, trockneten die Thränen, deren sie sich diesmal nicht enthalten konnte. Beide erneuten später unter ganz andern Verhältnissen vorzugsweise gern das Gedächtniß an diese Zeit. Der oft schwere Druck eines sehr abhängigen und ihrem Bildungsstande wenig entsprechenden Verhältnisses, die äußere Beschränkung und der bisweilen empfindliche Mangel mit der angestrengten Arbeit zu seiner Abhilfe: das Alles war entschwunden, aber die, wenn auch selten, darin verwebten Freuden lebten fort in ihren dankbaren Herzen. „Mancher ist arm bei großem Gut, und Mancher ist reich bei seiner Armuth."

Nach vorangegangener Gastpredigt und Wahl wurde er zum Diakonus an der Oberkirche in Cottbus berufen und trat im Herbste des Jahres 1809 dieses Amt an. Zwei Jahre darauf wurde ihm das Archidiakonat an derselben Kirche übertragen. In beiden der Hauptsache nach gleichen Stellungen hatte er abwechselnd mit seinem Kollegen an einem Sonn- oder Festtage des Morgens um sechs, am andern des Nachmittags um zwei Uhr zu predigen, Beichte, Confirmandenunterricht und wöchentlich mit diesem wechselnd die Amtshandlungen zu besorgen. Dem Superintendenten und Pfarrer lag nur die Hauptpredigt und ein sechswöchentlicher Unterricht sämmtlicher von den Diakonen vorbereiteten Katechumenen unmittelbar vor der Einsegnnng am Charfreitage ob. Diese wurde von allen drei Geistlichen gemeinschaftlich und sehr feierlich, doch ohne unkirchliche Uebertreibungen vollzogen, wozu vornehmlich beitrug, daß unmittelbar darauf die Austheilung des heiligen Abendmahls an sämmtliche Eingesegnete und deren Angehörige folgte. Bis zum Jahre 1813 trugen dort die Geistlichen noch im Dienste zum Leibrock den seidenen Mantelkragen und einen großen dreieckigen Hut, von da ab den jetzt üblichen Talar mit dem Barett, beim Altardienste jedoch über beiden Bekleidungen leinene Alben, die bis zu den Füßen reichten. In äußerlicher Beziehung boten die neuen Aemter gegen das frühere wesentliche Vortheile: eine gute, massive und geräumige Wohnung, ein bedeutend höheres Einkommen und bessere Mittel zum Unterrichte der heranwachsenden Kinder, welchen bis dahin vorzugsweise die Mutter hatte ertheilen müssen. Dennoch vernehmen wir später die Klage, daß auch mit den Verhältnissen dieser Aemter

vielfache Zerstreuungen und beengende Rücksichten verknüpft waren. Bald nach dem Antritte des ersten begann er eine Unterrichtsanstalt für ältere Töchter aus den höheren Ständen, deren ganze Liebe er sich zu erwerben wußte, obwohl theils seine Amtsgeschäfte, theils auch die der strengen Fessel des alltäglich gleichen Berufes widerstrebende Lebhaftigkeit seines unausgesetzt innerlich arbeitenden Geistes oftmals störende Unterbrechungen veranlaßten. Seine Stellvertretung, wie überhaupt einen großen Theil des Unterrichts übernahm die allezeit willige Gattin, bisweilen mit dem jüngsten Kinde auf dem Arme, die schon, bevor sie ihrem Manne in das ärmliche Pfarrhaus und zu den bis dahin ungekannten Arbeiten der ländlichen Hauswirthin gefolgt war, als Vorsteherin einer Bildungsanstalt derselben Art hohe Achtung und Unterhalt für sich und für die in Armuth zurückgelassene Familie ihres Vaters erworben hatte. Die noch immer zunehmende Zahl ihrer Kinder, von denen fünf in Canig, drei in Cottbus geboren sind, führte nach ein paar Jahren die Aufgabe dieser Thätigkeit herbei, so viel Freude auch für sie sonst daraus hervorging. Den übrigen Verhältnissen entsprechend, war sein Umgang hier wenig befriedigend. Er selber gedenkt nur eines Mannes mit offenem und wissenschaftlich gebildetem Kopfe, des später durch seine Schrift, der Mensch, bekannt gewordenen Grävell, damals Justizbeamter in Cottbus, und eines im schönsten Mannesalter schon 1810 verstorbenen Freundes, dessen reicher Geist, dessen edles und warmes Herz, die innigste Liebe ihm in das theuerste, in seinem Verluste unersetzliche Kleinod seines Lebens verwandelt hatte, des bereits erwähnten Präsidenten von Manteuffel in Lübben.

Die kriegerischen Ereignisse des Jahres 1813, deren Schauplatz rings um seinen damaligen Wohnort, zum Theil in seiner unmittelbaren Nähe lag, machten einen um so gewaltigeren Eindruck auf ihn, je feuriger sein Herz für das Vaterland glühte, und je schmerzlicher er dessen Fall durch den unglücklichen Krieg empfunden, welcher ihn bis zur Schwermuth gebeugt hatte. Mit der ihm eigenen Rücksichtslosigkeit, wo es eine nach seiner Ueberzeugung gute und gerechte Sache galt, trat er handelnd mit ein. Die Stadt und der Kreis war durch den Frieden zu Tilsit an Sachsen abgetreten, hing aber mit

treuer Liebe am angestammten Königshause und begrüßte deshalb mit allgemeinem und begeistertem Jubel die am 27. März angekommene Kommission, die von Blücher mit der Wiederbesitznahme beauftragt war. Diesem Jubel gab er dichterischen Ausdruck in einem Liede, welches bei dem Huldigungsfeste gesungen wurde und mit den Worten schloß:

So gelt' es denn dem Kampf, um was nur theuer
Dem Herzen guter Menschen ist;
Dem schönen Siege folgt die schön're Feier,
Die einst des Friedens Palme grüßt.
Dann schließt sich auf ewig das heilige Band;
Hoch lebe der König, das Vaterland!

Schnell wurde ein Detachement freiwilliger Jäger gebildet und ausgerüstet; unmittelbar vor ihrem Ausmarsche am 10. Mai empfingen sie in der Kirche das heilige Abendmahl, nachdem er ihnen eine Rede gehalten hatte, die mit den Worten schloß:

Wir trauen Dir, o Herre Gott,
Deine Gnade laß uns walten;
Du weißt wohl, was uns mangeln thut,
Hast lange Haus gehalten,
Und wirst auch ferner so regieren,
Daß man wird Deinen Segen spüren
Und Deinen Namen preisen! Amen.

Doch nach wenig Wochen folgte der Waffenstillstand und mit ihm die Wiederbesetzung von den Franzosen; da ging er mit einer Deputation nach Neumark in Schlesien, um die Befreiung der Stadt und des Kreises von französischer Einlagerung und ihren gefürchteten Folgen bei der Waffenstillstandskommission zu erwirken. Leider jedoch ohne allen Erfolg, und bei seiner Heimkehr fand er schon eine sächsische Untersuchungskommission, welche seine Genossen, den Landrath und Stadtsyndikus, sofort festnehmen ließ, und ihm, wie er voraussehen konnte, die lebhaften Aeußerungen seiner Vorliebe für Preußen, sein Geburtsland, schwer anrechnete. Vornehmlich der schonenden Behandlung eines sächsischen hohen Beamten, des Bruders und Amtsnachfolgers seines verstorbenen Freundes, hatte er es nach seiner eigenen Mittheilung zu danken, daß nicht Gefangenschaft und Schlimmeres über ihn erging. Während der nun folgenden sehr bangen Zeit, welche seine Gemeinde mit

vielfachem Drucke und schweren Sorgen heimsuchte, ließ er sich nicht hindern, mit Entwickelung eben so großer Weisheit als männlichen Freimuthes über die Zeitereignisse zu predigen, vielen bekümmerten Männern und geängsteten Frauen den Trost des Herrn zu reichen und ihren Muth in der Trübsal aufrecht zu erhalten, obgleich unter den zahlreich anwesenden Zuhörern, wie er wohl wußte, französische Gensd'armen, die des Deutschen kundig waren, eifrig lauerten. Danach kann man ermessen, wie sein volles Herz und sein beredter Mund überfloß, als er im Sommer 1814 die Freiwilligen, unter ihnen seinen jüngsten Bruder, bei ihrer Heimkehr von der Theilnahme an den ruhmvollen Kämpfen des vaterländischen Heeres zuerst wieder durch eine feierliche Ansprache in derselben Kirche begrüßte, in welcher er sie vor ihrem Auszuge gesegnet hatte. Ein lebendiges und anziehendes Bild dieser reichbewegten Zeit hat er gezeichnet in seiner Geschichte von Kottbus während der Jahre 1813 und 14, von welcher er selber sagt: „Gewiß spricht diese Darstellung in ihrer ganz unentstellten Wahrheit deutlich genug auf der einen Seite den Ruhm der preußischen Regierung aus, wie sie auf der andern Seite ein vollkommenes Miniaturbild dessen liefert, was in der jetzigen Periode (vor vierzig Jahren) in seinem ungeheuern Umfang, in seinem erstaunlichen Scenenwechsel selbst die Blödsinnigsten ergriffen, die Stumpfesten erschüttert hat.“ Beigefügt ist eine Auswahl in dieser Zeit über die politischen Ereignisse gehaltener Predigten, der Anzahl nach siebzehn, welche durch die vorangehende Schilderung der Begebenheiten und des Eindrucks derselben auf die Betheiligten in ihr wahres Licht gestellt werden. Es ist schon angedeutet, wie er durch seine öffentliche Stellung und seine persönlichen Verbindungen in den damals auf das Stärkste hervortretenden Zwiespalt zwischen Preußen und Sachsen, der im Grenzlande am Lebhaftesten gefühlt werden mußte, sich mitverwickelt fand. Dem verdankt eine Schrift ihren Ursprung: Die Preußen und die Sachsen, in ihrem sittlich-bürgerlichen Gegensatz geschichtlich dargestellt. Ein Sühneversuch zwischen beiden Völkern. Seine Absicht, den lästigen Uebermuth manches zwar wohlmeinenden, aber unbesonnenen Preußen zu mildern und bei manchem

Sachsen die Ergebung in das unabwendbare, obgleich schmerzlich betrauerte Schicksal zu fördern, erreichte er besonders in letzter Beziehung so wenig, daß gerade diese unter allen seinen Schriften allein das Schicksal traf, in Sachsen verboten zu werden. Ein kleineres, nach des Eroberes letzter Erhebung verfaßtes Schriftchen erschien bald darauf unter dem Titel: Ist Frankreich weniger furchtbar ohne Napoleon? Discite moniti. In ihm stellt er Frankreich als den eigentlichen und ewigen Feind Deutschlands dar und schließt damit seine schriftstellerische Betheiligung an den Weltereignissen.

Diese hatten keinesweges seine ganze Seele ungetheilt in Beschlag genommen, vielmehr trat er gerade ein Jahr vor dem Erscheinen der zuletzt angeführten Arbeiten zum ersten Male als theologischer Schriftsteller auf mit dem Buche: Versuch einer konsequenten Beantwortung der Frage: Ziemt es einem Prediger, Maurer zu werden? Suum cuique. Darin ist Bezug genommen auf einen Aufsatz des Predigers Brumleu im Journal zur Veredelung des Predigerstandes 1811; die Prediger, unter ihnen sein eigener Superintendent, deren Theilnahme an der Loge ihn vornehmlich zu seiner Abhandlung veranlaßt haben mochte, bezeichnet er nicht und sagt nur, daß er bei der Ausarbeitung mit größter Sorgfalt die Achtung gegen Andere berücksichtigt habe. Da diese Frage jetzt nach mehr als einem Menschenalter von Neuem zur öffentlichen Besprechung gekommen ist, wird man hier nicht ungern die eben so billige als entschiedene Antwort lesen, welche er damals gab: „Es bleibe dem Orden das unbestrittene Verdienst, einen hellen Geist und ein freies Gemüth einst in der Noth bewahrt, manchen Leichtsinnigen auf ernstere Ansichten gelenkt, manches wüste Weltkind einigermaßen in die Schranken der Vernunft gedrängt, durch enge brüderliche Verbindung besonders den Egoismus der höheren Stände gemildert, also Humanität befördert und zur Unterstützung seiner Mitglieder kräftig, in der Regel tadellos gewirkt zu haben. Dennoch halte ich es für unwidersprechlich, daß für Jeden, welcher das Evangelium kennt, in seinem erhabenen Sinne gefaßt und zur leitenden Idee seines religiös-moralischen Wirkens angenommen hat, — daß für jeden gläubigen Christen, also noch vielmehr für

jeden christlichen Prediger der Beitritt zur Maurerei unnöthig und unzweckmäßig sei." — Darauf folgte im Jahre 1816, hervorgerufen durch Ernennung einer Kommission in Berlin, an deren Spitze der ehrwürdige Sack stand: Sendschreiben an einen Freund weltlichen Standes über die Erneuerung des Kultus. Principiis obsta. Als ihren Zweck bezeugt der Verfasser: „Ich habe die Ansicht, welche ich für die richtige halte, nicht in der vermessenen Meinung dargelegt, zu dem glücklichen Erfolge etwas beizutragen, sondern vielmehr, wofern das meinen Kräften möglich wäre, einen großen und sehr lauten Theil des Publikums in den Erwartungen, welche er nach seiner Ansicht sich von dem angekündigten Werke macht, zu berichtigen." Er setzt voraus, daß der König und die zur Ausführung berufenen Männer nichts Anderes im Sinne haben können: „als eine erhabene Einfalt, wie sie die Gegenwart des höchsten, aber den Sinnen nicht vernehmbaren Wesens fordert, und die Veredelung der vorhandenen Formen." Als das Gesetz für die Reformirung des Kultus stellt er nach dem Vorgange der Reformatoren des sechszehnten Jahrhunderts auf: „nicht durch Sinnenfülle und ängstlich schwere verwickelte Ordnung von der ursprünglichen Form ab, sondern vielmehr durch möglichste Einfalt und Freiheit zu ihr zurück." Von dieser ursprünglichen Form sagt er: „Christus gebot nur die Lehre, welche den Glauben an sein Mittlerthum gründet (Wort Gottes), das Gebet, welches ihn ausspricht (Sünden- und Glaubensbekenntniß), die Eintracht, welche ihn erhält (liturgische Bindung), und verordnete nur zwei symbolische Handlungen, für das Individuum die Taufe, für die Gemeinde das Abendmahl." Des Beherzigenswerthen, nach mancher Beziehung hin auch für unsere Zeit, enthält diese Schrift gar viel; als Probe sei nur Folgendes ausgehoben: „Es thut weh, einen so deutlichen Beweis für die Erbsünde zu finden: Ausartungen werden leicht, Tugenden schwer angenommen; und so sind wir durch den Hang, modisch zu glänzen und mit dem Neuen das Alte zu überbieten, dahin gelangt, daß jetzt ein ungewöhnlicher Grad von Geist, Kenntniß und Herzensreinheit dazu gehört, nicht Freigeist zu sein, und daß wir gerade die Menschen, die kaum den Katechismus verstehen und oft nur fruges

consumere nati zu sein scheinen, die heroische Rolle der Irreligiosität mit plumper Zuversicht spielen sehen. Ist es wunderbar, wenn die Kirchen leer wurden? zuerst die Logen, dann die gesperrten Sitze, endlich ein Theil der Bänke verlassen standen? Und hat das der alte Kultus verschuldet? So wenig als die Bibel den Unglauben überhaupt, oder die lutherische Uebersetzung den in Deutschland. Ueberbildung, Verbildung, Monstruositäten der Aufklärung haben es gethan." — Um diese Zeit klagt er, daß der rasche Wechsel auffallender Begebenheiten und starker Gemüthsbewegungen seine ohnedies schwache Gesundheit erschüttert habe. Wer ihn damals sah und klagen hörte, hätte nicht glauben sollen, daß er noch so Bedeutendes leisten, geschweige denn ein so hohes Alter erreichen würde. Mehrere Sommer hinter einander suchte er Hilfe in Töplitz, einmal auch in Radeberg. Gleichwohl erreichte er gerade damals den höchsten Grad seiner schriftstellerischen Fruchtbarkeit; denn in dem Jahre 1818 erschienen kurz nach einander: Glossa perpetua zu Herrn Harms Uebersetzung der 95 Thesen Luthers für das Jubeljahr 1817; Einiges über die Verwandtschaft der Medizin und der Theologie. Seinem würdigen Vater Herrn Johann Siegfried Kähler zur Feier seines Doktorjubiläums gewidmet; Supernaturalismus und Rationalismus, in ihrem gemeinschaftlichen Ursprunge, ihrer Zwietracht und höheren Einheit. Ein Wort zur Beruhigung für Alle, welche nicht wissen, ob sie glaubend erkennen oder erkennend glauben sollen. Der Herr ist der Geist; wo aber der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit; Weltkunde, ein Mittel höherer Geistesbildung für die weibliche Jugend, oder: Handbuch einer anschaulichen, in sich selbst zusammenhängenden, deutlichen und vollständigen Belehrung über Sternkunde, Naturkunde, Länder- und Völkerkunde, Geschichte und Religion, für Alle, welchen Gelehrsamkeit unnöthig oder entbehrlich ist. In ihm leben, weben und sind wir. Erster Theil. — Von dem zuletzt genannten Werke erschien im folgenden Jahre noch der zweite Theil. Nur die Sternenwelt und die Erde nach ihrer äußeren Gestalt, ihren kosmischen und physischen Verhältnissen sind als Probe dessen, was nach dem ausführlichen Titel beabsichtigt war, in diesen bei-

den Theilen zur Darstellung gekommen. Ein noch vorhandener halber Druckbogen in Quart, ursprünglich wohl zur Anzeige des Buches bestimmt, enthält I. die Idee des Werkes vom 11. April 1814; II. Plan des Werkes vom 24. Juli 1816. Darin wird die Aufgabe mit folgenden Worten dargestellt: „Alles soll wie Glieder in einer Kette zusammenhängen und sich gegenseitig erläutern, um so die Wahrheit licht und fest und für jedes Lebensverhältniß genügend der betrachtenden Seele einzuprägen. Der erste Theil ist ein Bildersaal, wo nur Einzelnes auf Einzelnes, Abtheilung auf Abtheilung folgt; der zweite Theil giebt mit dem Meister den Sinn des Ganzen, seiner Ordnung, seines Gebrauches zu erkennen. Zusammengenommen aber soll es ein Kunstwerk sein, welches — mit steter Rücksicht auf die weibliche Seelenlage — im Großen, was die Natur in jedem menschlichen Geiste ohne besondere Rücksicht in jedem Augenblick thut: es soll das Sichtbare und überhaupt das sinnlich Vernehmbare vorführen, um die unsichtbare, ordnende und schaffende Idee daran zu bilden." Spätere Verhältnisse machten die Fortsetzung und Vollendung unmöglich, die auch kein Anderer versucht hat, vielleicht weil bei Niemand sich die verschiedenen und eigenthümlichen Vorbedingungen fanden, oder weil Niemand den Muth besaß, den Kampf mit schwer überwindlichen Hemmungen aufzunehmen. Er selber spricht über Beides in Beziehung auf sich ausführlich und sehr bezeichnend und schließt mit den Worten: „Es ist schwer, wenn häusliche Sorge und Geschäftszerstreuung den Geist drückt, zurückgestoßen von denen, die helfen könnten, entfernt von denen, die helfen wollen, in einer von literarischen Hilfsmitteln und belehrendem Umgange abgeschnittenen Lage, bei nicht mehr überflüssiger Körperkraft den Muth zu einer Arbeit zu behaupten, welche halb geleistet ihren ganzen Werth verliert und diesen ganzen Werth nur durch ein recht freudiges Emporstreben zu ihrem Denkbilde erreichen kann." — Die Glossa perpetua, die später geschrieben, aber früher erschienen ist, als das Buch über Supernaturalismus und Rationalismus, das einzige öffentliche Zeugniß von seiner überaus lebhaften Theilnahme an dem Reformationsfeste und den durch dasselbe veranlaßten Bewegungen, bietet für seinen damaligen Standpunkt in Wissenschaft und Kirche viele anziehende

Aeußerungen, von denen nur zwei folgen mögen: „Unleugbar hat die vergangene Zeit die Herrlichkeit der Kirche zu wenig geachtet. Die Theologen des verflossenen Menschenalters, innerlich ahnend, daß in der Idee der ganze Sinn, also in der Vernunft die ganze Kraft des Menschen stecke, rangen aus aller Kraft, die Idee zu ergreifen, die Vernunft zu bilden. Sie nannten aber voreiliger Weise Idee, was nur eine erweiterte Ansicht, Vernunft, was nur ein Streben nach Vernunft war. So haben die Menschen stets in ihren Ansprüchen sich über ihren wahren Werth erhoben; eben darin am Deutlichsten verkündend, daß die menschliche Natur keinen Punkt habe, wo ihr Stillstand geboten werden könnte. Da nun jene, die Theologen, Vernunft suchten, aber noch nicht hatten, so ist nichts natürlicher, als daß in ihnen sich zeigte, was in allen Menschen und namentlich in allen christlichen Zeiten und Kirchen: jeder strebte nach Anlage seiner Individualität hart oder weich, feurig oder bedächtig, weil er das, was die Individualität regelt und dadurch bildet, Vernunft, noch nicht gefunden hatte. Ebenso begreiflich ist, wie sie bald die kirchliche, bald die philosophische Ansicht verwirren mußte, weil jene so unvollständig als diese, und ihre eigene Uebersicht beider nicht von oben, sondern aus der Mitte war. Aber unbedenklich spreche ich die Meinung aus, daß diese Theologen, insofern sie es ehrlich meinten, ihr Amt als christliche Theologen so wahrhaftig und ruhmwürdig erfüllt haben, als irgend ein Kirchenlehrer aus irgend einer Zeit, der es redlich meinte." — „Die Zeit wird kommen, wo geoffenbarte und Vernunftreligion nur in der Setzung der Worte verschieden sein und wo Religion und Philosophie als zwei von Gott der Menschheit verliehene tesserae hospitales in ihrer Uebereinstimmung zugleich den Gastfreund und die Gastfreude bezeichnen werden." Mit diesen Worten hat er selber die Aufgabe bezeichnet, welcher sein wissenschaftliches Streben bis an das Ende gewidmet war; früher mit bemerkbarem Ueberwiegen der philosophischen Auffassung, obwohl er sich den philosophischen Schulen seiner Zeit von Kant, Fichte, Schelling, Hegel gegenüber, wie auch bei näherer Berührung mit F. H. Jacobi und später mit Herbart, seinem Beichtsohne, stets selbständig und unabhängig behauptete. Je länger, um so mehr erkennt

man aber, ungeachtet eines von der Jugend her tief eingewurzelten und nie ganz überwundenen Widerwillens gegen dogmatische Bindung der Erkenntniß, als Frucht seines ernsten und beharrlichen Forschens eine steigende Werthschätzung und entschiednere Vertretung der evangelischen Grunddogmen von der Erbsünde, von der Gottheit Christi und von der Versöhnung durch ihn, die begünstigt und getragen wurde durch den innigfrommen und lebendigen Herzensglauben, der als ein theures Erbe aus seinem elterlichen Hause ihm niemals verloren ging. Den ersten bedeutenden Versuch zur Lösung der oben angeführten Aufgabe macht er in seinem Buche über Supernaturalismus und Rationalismus, in dessen Widmung an Brescius er sagt: „Ihnen sende ich diesen Versuch zu ohne Furcht — denn obschon Sie in den theol. Ann. sich mit warmem Eifer für den Supernaturalismus erklärt haben, so sind wir doch in der Gesinnung Eins, weil Sie das System und die Geheimnisse achten und bekennen aus Liebe zu Jesu, nicht Jesum aus Liebe zum System." Damit hängt auf das engste zusammen, daß er auf christliches Leben das Hauptgewicht legte und später als akademischer Lehrer die christliche Ethik zu seinem Hauptfache wählte. Ein Zeugniß dafür bietet auch folgende Stelle gegen Ende des vorerwähnten Buches: „Das wahre Bedürfniß der Individuen ist, daß Christus in ihnen lebe. Nicht die Kirche ist die vollkommenste, welche am lebhaftesten rührt; nicht die, welche am reichlichsten lehrt, sondern die, deren Individuen Christo am ähnlichsten gesinnt sind und leben. Das wird da sein, wo außer dem Kultus und der Lehre die vollkommenste Kirchenzucht herrscht — nicht die äußere mit Gesetz und Gewalt einschränkende, vielmehr ist diese die schlimmste — ebensowenig die, welche blos lehrend, ermahnend, überzeugend in Kirche und Schule die Zucht hervorbringen will, welche vielmehr die schwächste. — Wo das kirchliche und häuslich-bürgerliche Leben übereinstimmt, da ist christliches Leben." Man bemerkt, wie stark er die Kirche mit ihrem Kultus, ihrer Lehre und ihrer Zucht hervorhebt, und das in einer Zeit, da zwar schon eine Zurückwendung zu dem verlassenen Heiligthume begonnen hatte, da aber selbst den Erwecktesten noch die kirchliche Form der Frömmigkeit überaus fremd und vorwaltend

von Religion, seltener von Christo, aber niemals vom heiligen Geiste, dem Stifter und Leiter der Kirche nach des Herrn Verheißung, die Rede war. Dieser Erkenntniß von dem Gewichte der Kirche in ihrer umfassendsten Bedeutung dürfen wir es auch beimessen, daß er bei seinem Versuche, die mehrerwähnte Aufgabe zu lösen, in diesem Buche zuerst von Allen, welche in dem Streite über Supernaturalismus und Rationalismus öffentlich das Wort ergriffen, den geschichtlichen Weg einschlug, welcher nach ihm mit so großem Erfolge betreten worden ist und unter andern Segnungen auch die einer gründlicheren Forschung, unbefangeneren Würdigung von älteren Leistungen und bescheideneren Schätzung der Gegenwart und ihrer Vorzüge gebracht hat. Seine wiederholt ausgesprochene Ueberzeugung war: „Die Gegenwart kann nur aus der Vergangenheit begriffen werden." Sie entfernte ihn früh von den Wegen, welche der Rationalismus eines Paulus, Röhr, Wegscheider u. A. einschlug, und erhob ihn über den Standpunkt der sogenannten biblischen Theologie und die mit ihr verknüpften Bemühungen, das Urchristenthum herzustellen. Sie lehrte ihn bei fortgesetzter Forschung in den Quellen, die ihm früher ganz unzugänglich gewesen waren, immer höhern Werth setzen auf die stetig fortschreitende Vermittelung zwischen der göttlichen Offenbarung und dem menschlichen Bewußtsein, welche die Kirchen-, insbesondere Dogmengeschichte aufzeigt und in den kirchlichen Symbolen ihre vollendetste Ausprägung erhalten hat. Mit der Leistung in seiner vorstehend besprochenen Schrift zeigt er sich am Schlusse derselben wenig zufrieden und verhehlt die Befürchtung nicht, von allen Parteien, auf deren Versöhnung von einem höheren Standpunkte aus er es abgesehen hatte, mißverstanden und abgewiesen zu werden. Das ist allerdings vielfach geschehen; andererseits richtete sich aber nunmehr auch von verschiedenen Orten her die Aufmerksamkeit bedeutender und einflußreicher Zeitgenossen auf ihn, was sehr bald zu der wichtigsten Wendung in seinem Lebensgange beitragen sollte. Der Kanzler Niemeyer in Halle hatte seine Bekanntschaft schon, veranlaßt durch sein anonym erschienenes Sendschreiben, mittelst des Buchhändlers brieflich gesucht, und auf einer Reise im Oktober 1815 traf er in Leipzig bei Bauer zum ersten Male persönlich mit ihm zu-

sammen. Niebuhr schrieb ihm: „Ihrer Schrift über äußere Herstellung der Kirche habe ich gewünscht, daß diejenigen, welche vermögen, ihre Gesinnungen in Werke zu verwandeln, sie ebenso beherzigen und ihre Ueberzeugung darin wiedererkennen möchten, wie ich. Nichts begründet Ueberzeugung mehr, als wenn man in der Schrift eines in den Verhältnissen genau erfahrenen Mannes genau ausgeführt findet, was man in Umrissen aus der Anschauung geahnet." F. H. Jacobi, bereits erblindet, ließ ihm seine Anerkennung und Theilnahme in Bezug auf sein Buch über Supernaturalismus und Rationalismus von München aus kund thun. Von eben daher setzte sich neben Cajetan von Weiller Schlichtegroll auch in freundliche und erfreuende Verbindung mit ihm und übersendete ihm seine Schriften. Es war damals auch im Werke, ihn an die Universität nach Erlangen zu berufen, wovon später mehr mitzutheilen ist. Probst Hanstein in Berlin nahm sich seiner Wünsche nach einer andern amtlichen Stellung eifrig an. Auch der Staatsrath Nicolovius, durch F. H. Jacobi auf ihn aufmerksam gemacht, wandte ihm seine eigene und später die bis zuletzt nie wankende Gunst des Ministers von Altenstein zu, der sich durch seine eifrige und erfolgreiche Fürsorge für die Universitäten Preußens ein unvergängliches Denkmal gesetzt hat. In Folge dessen kam einmal bei der Prinzessin Wilhelm seine Berufung als Direktor des Louisenstiftes, vornehmlich in Rücksicht auf seine Weltkunde und die darin entwickelten Ansichten über weibliche Erziehung zur Sprache. Er aber verlangte am Meisten nach einer Landpfarrstelle, welche ihm genügende Mittel für seine durch Kränklichkeit gesteigerten Bedürfnisse und für die seinem Vaterherzen entsprechende Erziehung und Versorgung seiner acht Kinder, so wie Muße zur Fortsetzung seiner schriftstellerischen Arbeiten, zunächst der Weltkunde, darböte. Dem entsprechend wurden auch durch Immediatbefehl des Königs die Regierungen zu Magdeburg, Erfurt und Merseburg angewiesen, bei Besetzung einträglicher Stellen auf ihn Rücksicht zu nehmen. Als ihm in Folge dessen ein Pfarramt angeboten wurde, welches durch Versetzung des bisherigen Inhabers nach der Provinz Preußen erledigt werden sollte, erkundigte er sich nach den Verhältnissen brieflich bei demsel-

ben, ohne jedoch eine Antwort zu erhalten. Die Versetzung verzögerte sich aber, und als sie einige Zeit nachher zur Ausführung kam, fand der ungefällige Amtsbruder ihn als Mitglied des ihm vorgesetzten Konsistoriums. Doch bevor mitgetheilt wird, wie das kam, müssen noch zwei kleine Schriften Erwähnung finden, welche bald nach einander in den ersten Monaten des Jahres 1819 erschienen und die Ergebnisse seines Nachdenkens enthielten über die damals durch Berufung von Kreis- und Provinzialsynoden angeregten Fragen in Betreff der Kirchenordnung und des Verhältnisses zwischen Staat und Kirche: „Sind Kirchenstrafen ein wesentliches Stück der Kirchenzucht? In Beziehung auf zeitgemäße Kirchenordnung beantwortet. Seid ihr so unverständig? im Geist habt ihr angefangen, im Fleisch wollt ihr's vollenden? Gal. 3, 3." — Der Verfasser schreibt „in Zeiten, wo es überall ein christliches Korinth, aber keine Apostel giebt." Nachdem er die Erwartung angeführt hat, daß wegen des herrschenden Rationalismus „die Bevollmächtigung der Synoden zu Kirchenstrafen nur ein löbliches Sittengericht hoffen, keine banndrohende Curie fürchten lasse", fährt er fort: „Dies wollten wir gern zugeben, ließe sich voraussetzen, was wir jedoch nicht wünschen, daß die sogenannten Rationalisten sich nie über jene genügsame Inkonsequenz versteigen, womit viele unter ihnen Diener einer Kirche sind, die sie nicht achten, und Prediger eines Glaubens, den sie nicht verstehen." Die Verneinung der Frage auf dem Titel ist aber vorzugsweise in seiner Auffassung vom Wesen der Kirche und von ihrem Verhältniß zum Staate begründet, die eine Verwandtschaft mit der später von Rothe vorgetragenen Ansicht zeigt. „Sie bedarf keiner Herrschaft, weil sie die ewige Herrschaft, die der Wahrheit, in sich trägt; sie ist eben darum auch keiner Herrschaft gefährlich, weil sie niemals durch das Aeußere auf das Innere, sondern stets durch das Innere auf das Aeußere zu wirken begehrt." — „Sie ist also auch im engsten Sinne eine politische, das heißt eine in jeder rein äußerlichen Beziehung dem Staat unterworfene Kirche — — sie ist es im eigentlichsten, ursprünglichsten Sinne Jesu, weil sie vom Staate nichts, gar nichts, als freien Raum zum Wirken und Schutz für die Ordnung ihres Wirkens sucht —." — „Im Gegentheil hat

die Kirche nicht nur ihre eigenthümlichen Gründe, warum sie sich nie der bloßen Fürsorge des Staates, das heißt der ihn verwaltenden politischen Beamten überlassen kann; sie hat auch ihre eigenthümlichen Wünsche und Bedürfnisse, welche der Staat als solcher nie zu würdigen und darum nie zu erfüllen im Stande ist." Von derselben Ansicht geht die Schrift aus: „Sonnenklarer Beweis, daß ein christlicher Regent stets der oberste Bischof der Kirche in seinem Lande sei." — „Ein christlicher Regent ist der wahre Bischof, und ein christliches Volk ist die wahre Kirche. — Unleugbar wird die kirchliche Gemeinwirksamkeit Bedürfnisse und Mittel ergründen (innere Mission), die keine Regierung finden kann ohne sie; sie wird, da sie auf dem freien Spiel der Kraft beruht, da wo Kraft ist, sie entwickeln und aus der Tiefe Schätze der Weisheit an die Oberfläche treiben, die außerdem stets todt geblieben wären. Aber nimmermehr kann und wird die Regierung die Kirche jemals ihrer Leitung entlassen. — Die Wirkung muß aus ihr selbst kommen, aber die Grenze, welche den Wechsel der Wirkung bestimmt, kann sie sich selbst nicht vorschreiben. — Daher sind die Gewissen frei, nicht aber die Bekenntnisse und die Handlungen." — Treffliche Bemerkungen kommen über Presbyterial- und Synodalverfassung vor: „welche der Kirche die Form freier Entwickelung giebt, nicht um die Christenheit der ersten Jahrhunderte wieder in ein gespenstisches Leben zu rufen, sondern — um die sittliche Güte des Volks und in ihr die Bürgschaft gesetzlicher Ordnung und echt patriotischen Eifers in religiösem Gemeinsinn kräftiger zu fördern." (Die Grafschaft Mark in den Jahren 1807 bis 1813 nach Eylert.) Diese soll nach seiner Ansicht aber nicht die Konsistorien verdrängen, für die er sich entschieden ausspricht. „Nur Synoden geistlicher Tendenz, lehrt die Geschichte, bringen Frucht; das heißt freie Vereine zur Uebung in Wahrheit und Liebe, ohne anmaßendes Richteransehn. Es giebt freilich viel, sehr viel, was der Staat für die Kirche thun kann, und wenn er sein eigenes Beste bedenkt, thun wird; obschon das Meiste längst öffentlich und deutlich genug ausgesprochen worden ist, so kann doch die Stimme der Synoden dem einen neuen, lebendigen und dadurch vielleicht kräftiger anregenden Nachdruck geben. Aber die eigent-

liche Berathung und Entscheidung darüber, so wie die Führung der kirchlichen Angelegenheiten überhaupt, gebührt nach echt protestantischer Sitte und Grundsatz dem Staat so gut als der Kirche und wird am Besten durch die mehr als drittehalbhundert Jahr alte Konsistorialeinrichtung besorgt; deren passende Organisation allerdings die höchste Aufmerksamkeit des Staates verdient, weil dieses Kollegium dem Staate seine höchste Macht und Wirkung, die in Kirchen und Schulen, zu sichern und zu vermehren bestimmt ist, und die Meinung, es bloß als weltliche Behörde behandeln zu können, zu einem sehr verderblichen Selbstbetruge führen würde." — Als er diese Worte schrieb, war er nach dem früher Mitgetheilten weit entfernt von dem Gedanken, selber einmal als Glied in ein Konsistorium einzutreten; und doch sollte dies schon nach wenig Monaten geschehen.

Als der hochgefeierte Krause von Königsberg nach Weimar ging, wurde der schon genannte Generalsuperintendent Brescius, früher in Lübben, damals in Frankfurt a. d. O., zuletzt in Berlin, aufgefordert, in die von jenem verlassenen Aemter als Konsistorialrath, ordentlicher Professor der Theologie, Superintendent und Pfarrer der löbenichtschen Kirche einzutreten. Dieser jedoch, mit seiner Stellung zufrieden und im bereits weiter vorgerückten Alter einen so bedeutenden Berufswechsel scheuend, lehnte den Ruf ab, brachte aber an seiner Stelle seinen vieljährigen Freund in Vorschlag, wie einst dieser vor einer Reihe von Jahren, da er noch Pastor in Canig war, wegen zu jugendlichen Alters und aus bescheidener Schätzung seiner Kräfte die ihm angetragene Generalsuperintendentur der Niederlausitz abgelehnt und Brescius, damals in Muscau, vorgeschlagen hatte, dem sie auch übertragen ward. Die halboffizielle Anfrage durch denselben ging am Ostersonntage, den 11ten April 1819, ein und erregte in seinem feurigen Gemüthe eine stürmische Bewegung, bei welcher er, wie vielleicht nie vor- oder nachher, den Werth seiner stets gefaßten und besonnenen Gattin gerade für ihn erkannt haben mag, indeß die Kinder vom Aeltesten, der eben vom Gymnasium entlassen, mit seinem Freunde und späteren Schwager heimgekehrt war, bis zu der Jüngsten, die kaum vier Jahre zählte, je nach Alter und Eigenthümlichkeit den Reiz des in Aussicht gestellten neuen

Lebensverhältnisses schnell ins Auge faßten und mit banger Seele dem Entschlusse des Familienhauptes entgegenharrten. Dieser fiel endlich nach der gewissenhaftesten Selbstprüfung und Erwägung aller Umstände, so weit sie zu überschauen waren, für Annahme des Rufes aus. Deshalb reiste er mit seiner Gattin und seinem ältesten Sohne auf einige Tage nach Berlin und hielt dort an ihrem Geburtstage, den 9. Mai, nach dem Wunsche des Ministers in der Nicolaikirche eine Gastpredigt, in welcher zwar die ungemeine Redegabe volle Anerkennnng, aber ein überwallender Erguß der Vaterlandsliebe, der wohl durch den Anblick der Hauptstadt veranlaßt war, leise Mißbilligung erfuhr. Nach einem tief erschütternden Abschiede von seinen greisen Eltern in Sommerfeld, von denen er den Vater in diesem Leben nicht wiedersehen sollte, und andern ergreifenden Auftritten der Trennung verließ er mit seiner Familie am 8. Juli Cottbus und langte nach nur eintägigem Aufenthalte in Berlin am 18. desselben Monats in Königsberg an „Gehe aus deinem Vaterlande und von deiner Freundschaft und aus deines Vaters Hause in ein Land, das ich dir zeigen will."

Mit seiner Ankunft in Königsberg beginnt der bedeutendste Abschnitt seines Lebens in Rücksicht sowohl auf die Dauer, als auf die Vielseitigkeit seiner Verhältnisse, als endlich auf den Umfang und Erfolg seiner Thätigkeit. Ein vollständiges Bild davon, so wie von seiner scharf ausgeprägten Eigenthümlichkeit zu geben, liegt außerhalb des Zweckes dieser Mittheilungen; schon deshalb, weil dadurch der ihnen gestattete Raum weit überschritten werden müßte, dann auch deshalb, weil die davon berührten Personen und Verhältnisse eine unbefangene und gerechte Beurtheilung verlangen, welche jetzt noch nicht überall vorauszusetzen ist. Aus diesen Gründen wird hier genügen müssen, was er selber schon in die Oeffentlichkeit hat treten lassen, und was ohne Verletzung billiger Rücksichten aus seinem handschriftlichen Nachlasse etwa zur Erläuterung beigefügt werden kann; immer noch ein hinreichender Stoff, dessen Zusammenfassung Denen, die ihn gekannt haben, seine Erscheinung im Leben wieder vergegenwärtigen, auch wohl in einzelnen Zügen ergänzen wird.

Am Tage nach seinem Eintreffen in Königsberg

fand die feierliche Beerdigung des Superintendenten und Pfarrer der altstädtischen Kirche, Dr. th. Weiß, statt, bei welcher er zum ersten Male öffentlich erschien und die Mehrzahl seiner hiesigen Amtsgenossen sah. Bald darauf erfolgte seine Einführung in das Konsistorium durch den Landhofmeister von Auerswald, in die Regierung durch den Präsidenten Baumann und am nächsten Sonntage in das Pfarramt am Löbenicht und die damit verbundene Superintendentur, welche sich indeß außer seiner Kirche nur noch auf die Kapelle des Friedrichskollegii erstreckte, durch den Bischof Borowski. Mit lebendigem Eifer und Anspannung seiner vollen Kraft ergriff er die verschiedenen Zweige seines neuen Berufes, die sich zwar gegenseitig vielfach unterstützten und ergänzten, deren jeder indeß von uns besonders für sich betrachtet werden muß.

Als Pfarrer hatte er an jedem Sonn- und Festtage Vormittags, und abwechselnd mit seinem Kollegen, dem Archidiakonus Werner, bei einer Monatskommunion am Freitage zu predigen. Da eine ziemliche Anzahl der von ihm gehaltenen Predigten gedruckt ist, so wird es ausreichen, dieselben anzuführen mit Bezugnahme auf ihre Veranlassung, wiefern diese nicht schon aus dem Titel sich ergiebt, und mit Aushebung einzelner Stellen, die vornehmlich sein Verhältniß zur Kirchenlehre in das Licht stellen, um ihn in seiner eigenen Weise von dieser Seite seiner Thätigkeit aufzufassen. Damit jedoch sein ganzer Entwicklungsgang als Prediger übersehen werden kann, so weit dazu die Quellen vorhanden sind, mögen auch die Predigten kürzlich Erwähnung finden, welche in seinen früheren Aemtern gehalten und dem Drucke von ihm übergeben sind.

Die älteste erschien unter dem Titel: „Rede über die rechte Beschaffenheit der Wohlthätigkeit, gehalten am 20. Sonntage p. Tr. 1804 vor der Gemeinde zu Canig (über Luc. 8, 9--12). Zum Besten derer, welche bei der Ueberschwemmung gelitten haben, herausgegeben." Reinhard, damals sein höchster geistlicher Vorgesetzter, äußerte über sie oder eine andere, die er ihm vorgelegt hatte, nach Anerkennung einzelner Vorzüge: „aber ich liebe die männliche Beredsamkeit." — „Predigt am Neujahrstage 1810, gehalten in der Hauptkirche zu Cottbus." —

„Predigt über die Verpflichtung zur Theilnahme an der öffentlichen Gottesverehrung, am grünen Donnerstage 1810 bei Veranlassung der Schulkommunion in der Hauptkirche zu Cottbus gehalten (über Luc. 22, 7—22)." — „Predigt über die Ehrwürdigkeit des christlichen Lehramtes und derer, die es verwalten;" gehalten am 12. Sonntage nach Trinitatis (1810 über 2. Cor. 3, 4—11); von ihm selber als eine Fortsetzung der vorgenannten betrachtet. — „Predigt beim Antritte des Archidiakonats an der Oberkirche zu Cottbus am 19. Sonntage nach Trinitatis 1811" (über 2. Kor. 3, 12). — „Synodalpredigt, gehalten am 15. September 1818 vor der versammelten Geistlichkeit des cottbusser Kreises ((über Ap.=Gesch. 2, 46. 47). Auf Verlangen der Synodalen in Druck gegeben." In ihr werden wir an seine uns schon bekannte, später zum Segen unserer Provinz geltend gemachte Ansicht von den Synoden erinnert. — „Abschiedspredigt, gehalten in der Oberkirche zu Cottbus den 4. Juli 1819" (über Phil. 4, 1). Diese Predigt wurde zuerst in Cottbus, dann wieder in Königsberg gedruckt. Früher schon erwähnt sind die siebzehn Predigten in Beziehung auf vaterländische Ereignisse in den Jahren 1813 bis 1815, welche mit der Geschichte von Cottbus herauskamen.

In Königsberg steigerten sich, wie er wohl wußte, die Ansprüche nach jeder Beziehung bedeutend. Auf welche Weise er denselben zu entsprechen gestrebt hat, läßt sich aus seinen nachfolgenden, größtentheils auf besondere Veranlassung, einzeln gedruckten Predigten entnehmen. — „Antrittspredigt in der löbenichtschen Kirche zu Königsberg, gehalten am 9. Sonntage nach Trinitatis. Zum Besten der Kirchenkasse" (über denselben Text, wie die vorerwähnte Antrittspredigt im J. 1811 zu Cottbus, 2. Kor. 3, 12. „Dieweil wir nun solche Hoffnung haben, brauchen wir großer Freudigkeit.") Mit ihr war eine Anerkennung in der Gemeinde entschieden, die er über zwei und zwanzig Jahre bis zum Rücktritte von seinem Pfarramte erfahren hat. — „Das Zeugniß, daß der Sohn Gottes Mensch geworden ist. Eine Weihnachtspredigt 1819" (über Joh. 1, 14). Hauptsatz und Theile sind in folgenden Wor-

ten gegeben: „Daß der Sohn Gottes Mensch geworden sei, das wird durch keine Stelle der heiligen Schrift so deutlich gelehrt, als durch diesen Ausspruch des Jüngers Jesu, der ihm der liebste, vertrauteste war. Ein dreifaches Zeugniß legt er hier ab für diese Wahrheit: eines, welches außerhalb alles Wissens liegt; eines, welches viel Wissen voraussetzt; eines, welches nichts fordert, als unbefangene, lautere Betrachtung der Gesinnung und Handlungsweise, worin der Sohn Gottes auf Erden gewandelt ist." — „Es wird eine Heerde und ein Hirt werden. Predigt am Sonntage Misericordias gehalten und dem Andenken des weiland Herrn General-Superintendenten und Oberconsistorialrath im Großherzogthum Weimar, Herrn Dr. Johann Friedrich Krause als seinem Vorgänger an der Kirche zu Löbenicht gewidmet. 1820." (über Joh. 10, 12—16). Darin sagt er von Krause und seinem Verhältniß zu der Gemeinde: „Hat irgend ein Lehrer den schönsten Lohn des Lehramtes, das edelste Kleinod geistlicher Wirksamkeit, die Liebe seiner Gemeinde in hohem Maße empfangen, so war es Krause. — Wohl war es zum Theil jene stets gleiche Freundlichkeit und Milde, jene Bereitwilligkeit, auch die kleinsten Beschwerden theilnehmend anzuhören und mit freundschaftlichem Rath zu unterstützen, jene sich selbst aufopfernde, unermüdliche Geschäftigkeit für Andrer Wünsche und Bedürfnisse, jene herzliche Anschließung an eure geselligen Kreise; mit einem Worte, es war die menschliche Liebenswürdigkeit in einem ausgezeichneten Geiste, welche euch persönlich so an euren Krause gefesselt hat; so daß ein nicht geringer Theil heute nicht bloß den verlornen Lehrer, insbesondere auch den entschlafenen Freund beweint. Aber so viel jene ausgezeichneten Eigenschaften des Umgangs mögen dazu beigetragen haben: die Liebe, mit welcher in diesem Augenblicke eure Seelen sich zu ihm kehren, die tiefe Rührung, worin euch Alle ein verwandtes Gefühl mit Geistergewalt ergreift, die Gestalt, worin eurer Einbildungskraft bei meinen Worten sich der Verstorbene malt, sind einer andern Natur. Es ist der lebendige Sinn für Wahrheit, den er hier in Wahrheit aussprach, es ist der unerschütterliche Eifer für Recht und Tugend, zu welchem er euch hier zu begeistern strebte, es ist die höhere Einsicht der Religion, deren Licht hier aus seinen Worten in eure

Seelen drang, es sind die himmlischen Tröstungen, welche innig theilnehmend er aus dem Reichthum der Gnade Gottes hier in eure Seelen goß; es ist der Hirt Krause — — dessen Andenken euch am tiefsten in ehrwürdigem Schmerze bewegt." — „Ueber Schwärmerei, Begeisterung, scheinbare und wahre Größe. Drei Predigten, am Sonntage Exaudi, am ersten Pfingstfeiertage und am zweiten Sonntage nach Trinitatis 1820 gehalten." Sie schließen sich sämmtlich an die Sonn- und Festtagsevangelien, haben damals großes Aufsehen erregt, und bieten vielleicht mehr als andere einen Maßstab dafür, was er auf der Kanzel erstrebte und gerade seinen Zuhörern bieten zu können überzeugt war. Die dritte Predigt und wohl auch der Druck aller drei ist veranlaßt durch „die endlich erfolgte Hinrichtung eines unglücklichen Jünglings (Sand), der recht schnell und in recht großem Umfange Gutes hervorbringen wollte, der deshalb das gemeine Gesetz Gottes und den gemeinen Weg der Pflicht verließ und sich selbst ein Gesetz Gottes und eine Pflicht bildete und also seine höhere Wirksamkeit mit einem Verbrechen und die Erlösung der Welt mit einem Morde begann." Den Grund solcher und ihnen verwandter Erscheinungen leitet er her „aus einer schlaffen und eitlen Erziehung, aus der mangelnden Schule des Gehorsams und der Liebe und aus dem entschiedenen Mißtrauen gegen Alles, was religiöser Glaube heißt, verbunden mit einem übermäßigen Vertrauen auf die eigene Vernunft." In Beziehung hierauf ruft er aus: „So weit ist es gekommen, daß es Vielen ein Grund des Vorwurfs und der Verachtung zu sein scheint, wenn Christus gepredigt wird in seiner Herrlichkeit." Die Predigt schließt mit den Worten: „Wer ein Gott werden will, ehe er im vollsten Sinn ein Mensch geworden ist, der wird stets, wenigstens so lange er in seiner Verblendung beharrt, ein Widersacher Gottes und ein Feind der Menschen werden." — „Der heilige Geist nur in Christo und nur durch Christum. Eine Pfingstpredigt — gehalten am 10. Juni 1821" (über Gal. 5, 25). „Heiliger Geist ist in Christo und nur in Christo, das ist die Erinnerung, und heiliger Geist kann und soll erlangt werden nur durch Christum, das ist die Aufforderung, die wir heute erwägen wollen." Der heilige Geist wird in dieser Predigt bezeichnet als

„der Geist des Glaubens, der Liebe und des Friedens." Beachtenswerth für seinen damaligen Standpunkt sind wohl folgende Aussprüche: „Darum ist jener Geist dem Menschen zwar nicht fremd, nicht unerreichbar, aber er ist nicht sein natürlicher Geist. — Ihr findet diesen Geist in keiner Schule (der Philosophen), denn nicht in Worten steht er, sondern in Kraft, nicht im blähenden Wissen, sondern in reiner Liebe. — Ihr habt gewiß schon Stunden im Leben gehabt, wo Gottes Dasein, wo die Ewigkeit des Guten, wo die Kraft eures eignen geistigen Lebens euch mit einer Freude erfüllte, welche mit keinem irdischen Gut zu vergleichen und eben darum durch irdische Worte nicht auszusprechen war. O diese Freude, diese hohe, heilige und unaussprechliche Freude ist es, die euch fähig und geneigt macht, das Zeugniß des heiligen Geistes in Christo zu fassen und mit Liebe anzunehmen." — „Predigt über den hohen Werth, welchen christlicher Sinn für den Ehestand hat, gehalten am 20. Januar 1822. Auf Verlangen in Druck gegeben" (über Joh. 2, 1—11). „So wie Christi Gegenwart damals mit der Feier eines neugeknüpften ehelichen Bundes, so wird auch jetzt der Sinn, der sein Wesen ausdrückt und enthält, sich mit dem Ehestande selbst vertragen; er wird sich nicht nur damit vertragen, sondern christlicher Sinn wird unaussprechlich hohen Werth für den Ehestand haben — in Beziehung auf die Wahl, die Führung, die Schicksale, die Früchte des Ehestandes." — „Ueber Religionsduldsamkeit und Religionseifer. Zwei Predigten, gehalten am Sonntage Exaudi und am ersten Pfingsttage 1822" (die erste über das Sonntagsevangelium, die zweite über Apstg. 26, 22—29). Der Druck beider Predigten war verlangt worden; die zweite Hälfte der letzten erschien in etwas anderer Gestalt, als sie gehalten war, „weil das lebendige Wort eine Kraft und Bedeutung hat, welche bei dem schriftlichen nur durch stärkere Aufforderung zum Nachdenken ersetzt werden kann." — „Was haben wir zu halten von den Wunderthätern unserer Zeit? Predigt, gehalten am 21. Sonntage nach Trinitatis 1822" (über das Sonntagsevangelium). In einem Vorworte lesen wir: „Nicht die berüchtigten vielbesprochenen Wunder in Süddeutschland (des Fürsten Hohenlohe) haben diese Predigt veranlaßt. Vielmehr sind es mir mehr oder weniger

nahe, jenen Wundern dem Sinne nach verwandte, Zeichen eines zum Theil vorsätzlichen Bestrebens.“ Eine andere Beziehung dieser Worte ist nicht aufzufinden, als zu den Bewegungen durch die Schönherr-Ebelsche Sekte, auf die etwa 10 Jahre später nochmals die Rede kommen muß, und deren Geschichte Dr. von Wegnern am vollständigsten in Illgens Zeitschrift für historische Theologie gegeben hat. „Zur Ehre Christi also, die ihr seine wahren Freunde seid, laßt uns den Betrug, der seines Namens sich anmaßt, verabscheuen und bekämpfen.“ — „Die Zeit ohne Gott und die Zeit mit Gott. Predigt am Neujahrstage 1823“ (über Ps. 90). Nach einer Bemerkung des Titels gedruckt auf Kosten eines Verehrers des Verfassers mit Bestimmung des Ertrages zum Vortheil der erblindeten Krieger. — „Predigt bei der dreihundertjährigen Jubelfeier der in der Stadt Königsberg angefangenen Kirchenreformation, am 28. Sept. 1823 gehalten“ (über Joh. 12, 36) In einem vier Seiten langen Vorworte bezeichnet er die evangelische Kirche als eine solche, „welche Glauben fordert als unerläßlich zur Seligkeit, ihn aber nicht gebietet, sondern einfach, lauter, ja arm und verachtet, wie ihr einiger Meister, ihn auf dem Wege der Wahrheit und freier Ueberzeugung allein bewirken will.“ In der Predigt selbst wird die Frage aufgestellt und beantwortet: „Ist das heutige Fest nur ein gewöhnliches Prunkfest, oder ist es ein Fest der Errettung, heiliger Gelübde, werth und fähig, christliche Gemüther mit neuer Kraft zu verbünden?“ „Die Herrlichkeit der evangelisch-christlichen Kirche. Matth. 16, 13—19. Predigt bei Einweihung der evangelischen Kirche zu Rößel den 1. Oktober 1823.“ Damals gab man sich vielfach der Erwartung hin, die evangelische Kirche werde im katholischen Ermlande schnelle Siege gewinnen, wenn durch Sendung von Geistlichen und Lehrern die Aufklärung, oder wie man das jetzt nennt, die freie Ansicht vom Christenthume hinreichende Unterstützung fände, wozu eine unter den Katholiken, Laien und Klerikern weit verbreitete Stimmung Anlaß bieten mochte. Diese Predigt, der vorher angeführten nahe verwandt, weiset auf einen ganz andern Weg, wie man schon aus nachstehenden, ihren Inhalt zusammenfassenden Worten entnimmt: „So hat die evangelisch-christliche Kirche den apostolischen Glauben in seiner ursprünglichen Wahr-

heit und Reinheit, und ist vermöge dieses Glaubens gebaut auf den Grund, auf welchem Jesus Christus seine Kirche gebaut wissen wollte, und auf welchem die Apostel sie erbaut haben. Und so besitzt sie denn auch die Vorzüge, welche Jesus einer solchen Kirche verheißt, die einer unüberwindlichen Festigkeit und einer unbeschränkten Mittheilung göttlicher Gnade." — „Die Mittel gegen Verarmung. Predigt, gehalten am 16. Januar 1825. Auf Verlangen und Kosten mehrerer Mitglieder der löbenichtschen Gemeinde in Druck gegeben" (über Ps. 37, 23—25). Diese Predigt in ihrer Einfachheit, Nüchternheit und Gemeinverständlichkeit sticht gegen den hohen Redeschwung der bisher angeführten, besonders der letzten, auf bemerkenswerthe Weise ab und zeigt, daß er auch nach dieser Seite hin den Bedürfnissen seiner Zuhörer wohl zu entsprechen wußte. — „Sechs Predigten über den seligmachenden Glauben an Jesum, den Sohn Gottes. Wo ich hingehe, das wisset ihr, und den Weg wisset ihr auch" (gehalten 1826, herausgekommen 1827). Sie handeln: über den Beruf eines christlichen Pfarrers nach dem Evangelium am Sonntage Quasimodogeniti; über die Schwierigkeit des Glaubens nach dem Evangelium am Sonntage Jubilate; über die Buße nach Joh. 3, 3—6 am Bußtage; über die Gotteserkenntniß nach dem Evangelium am Sonntage Rogate; über den Versöhner nach Joh. 14, 6—12 am Himmelfahrtstage; über die Seligkeit nach dem Evangelium am Sonntage Exaudi. Eine Stelle in der ersten Predigt, die seine Absicht ausspricht, soll später noch angeführt werden. Nachfolgende Stellen aus den andern Predigten mögen als Fingerzeige dienen für die Entschiedenheit des Bekenntnisses, bis zu welcher sie sich erheben: „Die froheste über allen Zweifel erhabene Zuversicht ist das wesentliche Kennzeichen des Glaubens, ja der Glaube selbst. O wohl etwas Grundherrliches, ja das Höchste und Edelste ist dieser Glaube! (Hebr. 11, 1.) — Nur der Glaube ist der rechte Glaube, der volle, frohe Zuversicht des Lebens giebt und alle Zweifel löset; der den heiligen Geist bringt und den Muth und die Zuversicht eines göttlichen Lebens. — Es ist keine Uebertreibung, wenn der Apostel sagt: sie sind allzumal Sünder und mangeln des Ruhms, den sie bei Gott haben sollen. — Vergebens suchen wir nach sogenannten unschuldigen Völkerschaften. — Die

wahrhaft Guten klagen die Uebrigen, und eure tugendhaften Regungen klagen euer Leben an. — Ich ermüde, oder vielmehr ich finde unmöglich und unnöthig zugleich, Alles zu erwähnen, woraus erhellt, daß der vom Fleisch geborne Mensch ohne eine besondere Veränderung Fleisch ist und Sinn des Fleisches hat und Werke des Fleisches thut. — Immer aber bleibt es nicht blos die erste Hauptlehre des Christenthums, sondern es ist auch vollkommen der Wahrheit gemäß, was Johannes sagt: so wir sagen, wir haben keine Sünde, so lügen wir und sind nicht in der Wahrheit. — Giebt es denn keine Offenbarung, als den strengen, schweigenden Ernst der Natur und die bodenlose Tiefe des Geistes? — Möchtet ihr den Vater im Sohne sehen und in dem Sohne mit voller Zuversicht des Glaubens das Bild, den Trost und den Muth eures wahren, eures Seelenlebens finden! — Das ist das Erste, daß wir erkennen, die Seligkeit bestehe niemals in dem, was wir auf Erden als Glück achten, wie reich und glänzend und dauerhaft wir uns das Alles denken mögen. — Das ist der Name Gottes: Vater; das ist der Name Jesu Christi: Erlöser, Seligmacher. Diese Namen allein machen selig, wenn sie im Herzen lebendig werden; und das wird einer nur in dem andern und mit dem andern. — Die Seligkeit ist überhaupt nur der Zustand der Seele, wie ihn Gott, der Vater der Seelen, als er sie schuf, nach seiner Liebe gewollt hat." — „Wie huldigen wir Jesu wahrhaft als unserm Herrn? Predigt am ersten Adventssonntage 1832" (über das Sonntagsevangelium). In ihr heißt es: „Lernet von ihm selbst, wer er sei, damit er sei für euch und in euch. Dann wird wohl das dankbare Herz bei seinem Anblick Hosiannah rufen und Palmen streuen, auch in Worten und Geberden, aber vor allem Andern in Thaten seiner werth." — „Ueber Bedeutung und Werth der heiligen Schrift. Predigt am 18. Sonntage nach Trinitatis 1837. Der Ertrag ist für die Bibelgesellschaft bestimmt." Unter allen gedruckt vorliegenden Predigten ist diese die einzige, welche nach kurzer Anrufung des Herrn mit dem Texte Matth. 22, 34—46 beginnt und demselben keinen Eingang vorausschickt. Nachdem im ersten Theile gesagt worden, was die heilige Schrift nicht ist, unter andern: „kein Buch der Geheimnisse, keine Fundgrube für fromme Grübler;" wird sie im zweiten Theile dargestellt als: „ein

Lehrbuch in alle dem, was zum Heile der Seele gehört; ein Buch der Offenbarung und darum selbst eine Offenbarung; eine Reihe von Denkmalen aus grauer Vorzeit, eine Gallerie von Menschen, welche, vom heiligen Geiste getrieben, die Wahrheit, d. h. die Erkenntniß des einen und lebendigen Gottes gesucht und immer vollständiger gefunden und deren Kraft in sich empfunden haben, und nun für uns die erwecklichen Zeugen für Anfang und Vollendung des frommen Glaubens sein können und sein sollen (Hebr. 11, 12); ein Tempel durch Menschen gebaut, aber nicht von Menschen — ein Tempel der ewigen Wahrheit, gebaut vom heiligen Geiste, welcher alle die, die sich nach völliger Offenbarung des göttlichen Waltens in den Menschen sehnen, herbeiruft und befriedigt — das Vorbild des ewigen Vaterhauses und des reinen Gottesdienstes, welcher diesem Vaterhause und dessen Kindern gebührt und welchen der Herr bezeichnet in den Worten: Gott ist ein Geist, und die ihn anbeten, müssen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten!" In einer Anführung des Hauptinhaltes der heiligen Schrift wird von Christo gesagt: „So tritt er auf, der erste und letzte Prediger der ewigen Gnade, das göttliche Wort, und stiftet in seinem Tode das heilige Mahl eines Glaubens, der Alle, die seine Stimme hören, zu Gottes Tisch, zu dem Reichthum göttlichen Lebens als Kinder und Brüder im heiligen Geiste versammelt. Gerechtfertigt durch die Kraft des Vaters in seiner Auferstehung, sendet er nun seine Boten aus, daß sie verkündigen sollen allen Menschen in seinem Namen: es sei die Sünde vergeben, der Stachel des Todes gebrochen, der Schrecken der Hölle besiegt, die Pforte des Lebens geöffnet, die ewige Gnade offenbart für Alle, welche Glauben haben an den, welchen die Liebe Gottes in seinem Leben und in seinem Tode gesandt hat, als Zeugen seines väterlichen Rathschlusses in Leben und Tod der Menschen." — In der von mir 1839 herausgegebenen kleinen Schrift: Die evangelische Kirche in Braunsberg. Erinnerungsblätter für die Glieder der evangelischen Gemeinde daselbst und für deren Freunde, findet sich noch die am 23. Mai 1830 von ihm bei der Grundsteinlegung gehaltene Rede und seine Predigt bei Einweihung der Kirche daselbst am 19. November 1837 mit dem Texte Luc. 2, 13. 14 „über die hohe und herrliche Bestimmung dieser eurer, wie jeder Gott in Christo

geweihten Kirche"; sie ist der letzte wirklich von ihm gehaltene Vortrag, der im Druck erschien.

Ueber die Aufgabe, welche er sich bei seinen Predigten stellte, geben folgende Worte Aufschluß: „Predigten setzen stets einen gewissen lebendigen Grund der Wahrheit voraus und können nur als eine weitere Verständigung vertrauter Herzen oder als ein Kunststück genommen werden. Das letzte habe ich niemals gethan, und bitte Andere, es weder an diesen Vorträgen, noch an den andern zu thun. Wen mein Herz, meine innerste Meinung daraus nicht anspricht, wer da glaubt, ich rede und schreibe blos, um mich und Andere geistlich zu amüsiren, der lasse lieber meine Worte ungelesen und bewahre seine Kritik für Kunststücke, die es sein wollen. Wer aber Sinn für einen wahrhaften Willen hat, der gern allen Schmuck der Sprache, alle Tiefe der Gedanken, alle Kunst der Anordnung sammelte, um das, was ihm als wahr erscheint, wie innerlich lebt, hinzustellen; der bei dem Besten, was er giebt, sich noch immer weit unter seinem Ziele, dem höher hebenden Einklang erbauter Gemüther, findet: dem übergebe ich gern diese Bogen und die Andeutungen, welche sie für einen solchen Sinn enthalten, nicht als einem Richter, sondern als einem Freunde und Bruder." So in dem Vorwort zu den oben angeführten drei Predigten über Schwärmerei ꝛc. Hierher gehört auch, was er in der ersten seiner sechs Predigten über den seligmachenden Glauben an Jesum, den Sohn Gottes, zunächst von diesen, doch wohl mit allgemeiner Geltung, sagt: „Meine Absicht ist, diejenigen unter euch, welchen es Ernst um die Wahrheit ist, so einfach und deutlich, als ich immer kann, in den vollen Besitz dessen zu setzen, was für mich Wahrheit ist, und so im eigentlichen Sinn, so lange Gott mich hier wirken läßt, in Einigkeit des Geistes mit ihnen zu leben. Nicht eine kunstvolle und hinreißende Beredsamkeit habt ihr zu erwarten, sondern eine einfache, deutliche, aus Lebenskraft dringende und hoffentlich geistige Lebenskraft gebende Rede. Es ist weder eurem Verstande, noch eurem Herzen fremd, was ich euch mittheilen will; ich will nur streben, es mit eurem Denken und Wollen noch fester und dadurch mich selbst mit euch um so vollkommener zu verbinden. Möchtet ihr nicht in eurer Aufmerksamkeit ermüden, ihr, deren Gegenwart hier der Trost und die Freude meines Herzens in Beziehung auf

seine edelsten Bestrebungen ist. Möchte mir Gott und Jesus Christus den Geist der Wahrheit schenken, der von beiden ausgegangen ist über die Menschheit, daß ich die Summe der seligmachenden Wahrheit tüchtig fasse und gedeihlich ausspreche." Endlich sei noch angeführt, was er in dem Vorworte zu diesen sechs Predigten erklärt: „Die Abweichungen von der kunstgerechten Form gebe ich gern der Beurtheilung preis; ich kenne sie selbst recht wohl und habe sie nicht vermeiden wollen, weil ich weder dogmatische Lehrvorträge noch homiletische Muster liefern, sondern nur auf die Wahrheit des seligmachenden Glaubens und zugleich auf die unter diesem Namen kursirende Unwahrheit, Scheinwahrheit, Lüge mit Ernst und Nachdruck aus der Fülle des Herzens aufmerksam machen wollte." Wenn man nicht eine oder die andere seiner Predigten, besonders die später gehaltenen, zur Hand nehmen will, so werden vielleicht die hier gegebenen Auszüge aus denselben hinreichen, um zu beurtheilen, ob oder wie weit Rosenkranz recht hatte, als er in seinen königsberger Skizzen ihn unmittelbar vor dem Rücktritte von der Kanzel unter den Aufgeklärtgläubigen, Rationalisten, Deisten, Kantianern anführte, zwar ohne Nennung des Namens, aber in folgenden nicht mißverständlichen Worten: „Diese Christen des rechtschaffenen, in Betreff des Buchstabens mit Bewußtsein sorglosen, Lebenswandels sind — — auf dem Gipfelpunkt einer dialektisch-kunstvollen, gemüthlich-vielseitigen Ausarbeitung im Löbenicht zu finden."

Von seinen zahlreichen Amtsreden bei Taufen, Trauungen, Beichten, Beerdigungen ꝛc. ist nur eine einzige gedruckt, die am 22. November 1831 über Hiob 5, 26 gehaltene „Leichenrede bei Beerdigung des Herrn Dr. theol. Ludwig Ernst v. Borowski, Erzbischofs der evangelischen Kirche ꝛc." Mit folgenden Worten zeichnet er die Umrisse zu dem Bilde des Dahingeschiedenen: „Ein im Leben ausgezeichneter, ein geistkräftiger, ein glücklicher, ein in den wichtigsten Verhältnissen wirksamer Mann war der, dessen Hülle hier der höchste Glanz umgiebt, womit immer menschliche Achtung die Todten in das Grab zu geleiten vermag. Er war mehr als das Alles, er war ein Christ. Mitten im Prunke, Geräusche, Genusse und Geschäfte des Lebens hielt er fest an dem Herrn und suchte seinen Ruhm; und so trug

ihn die Kraft des Herrn und gab ihm Demuth, Dankbarkeit, Milde und Pflichttreue in das Herz. Ach hätte er nichts von alle dem, was er äußerlich gehabt hat; hätte er tief in Verborgenheit gelebt und ein solches Herz nur den Seinen zeigen können in stiller, freundlicher Gewohnheit: so wäre dennoch sein Ruhm höher, als aller äußerlicher Ruhm, der ihm in das Grab folgt." Außer den vorstehend als gedruckt angeführten Predigten und Reden sind nur noch wenige vorhanden, weil er sie mit seltenen Ausnahmen nicht vorher, sondern nur, wenn er eine besondere Veranlassung dazu hatte, nachdem sie gehalten waren, aufschrieb oder diktirte. Seine persönliche Begabung für den Vortrag war ungewöhnlich: seine klangvolle, biegsame, umfangreiche Stimme verstand er ganz in derselben natürlichen Weise, wie beim Gespräche, aber mit erhöhter Kraft und Innigkeit zu gebrauchen; seine Körperhaltung war einfach, frei und edel; der bald milde, bald sprühende Glanz seines geistvollen blauen Auges unter der schön gewölbten Stirn trug auch nicht wenig zu dem Eindrucke bei, welchen seine Rede auf die Zuhörer hervorbrachte. „Und er predigte daselbst von dem Namen des Herrn, des ewigen Gottes."

Nächst der Predigt und der Amtsrede war es unter den geistlichen Berufsthätigkeiten vornehmlich der Confirmandenunterricht, in welchem er mit regem Eifer, inniger Liebe und Freude zu wirken strebte. Er war wohl kein kunstgerechter Katechet nach den Anforderungen, die zu seiner Zeit gemacht wurden, vielleicht zum Segen derer, die er im Christenthume unterwies; aber er wußte dem, was er lehrte, rege und lebendige Theilnahme zu erwecken, wofür das herzliche Andenken vieler in Stadt und Provinz noch lebender Männer und Frauen Zeugniß ablegt. Im Jahre 1831 gab er einen Leitfaden heraus unter dem Titel: „Die christliche Lehre nach der heiligen Schrift. Für seine Confirmanden kurz zusammengestellt." Die Vorrede beginnt mit der Erklärung: „Der Confirmandenunterricht soll vorbereiten zum christlich-kirchlichen Leben." Bezeichnend für seine Eigenthümlichkeit ist besonders das Folgende: — „in unserer Zeit ist edlere Vorbildung der Jugend an Verstand und Herz leicht möglich und nicht selten; und in Königsberg habe ich unter meinen Confirmanden stets eine nicht unbedeutende Anzahl solcher gezählt, welche

fähig und geneigt waren, die Grundzüge des Christenthums so, wie sie hier gegeben sind, in genügender Klarheit und wahrer Innigkeit zu fassen. Wie hat diese Mittheilung mich selbst belohnt und erbaut! — Der höchste Standpunkt ist dabei gewählt auf die einfachste Weise; die hohe für gemeinen Sinn stets unbegreifliche Glaubenswahrheit des Christenthums nicht so, daß Jeder seine eigenen gewöhnlichen Gedanken darin erkennt, aber doch so fern von Spitzfindigkeit hingestellt, daß bei gegebener Erläuterung wenigstens das Gemüth sich dazu neigen möge. — Ueber das, was ich als christliche Lehre gebe, sage ich nichts. — Den Einen wird es zu viel, den Andern zu wenig sein; in jetziger Zeit ist es unmöglich, es Allen recht zu machen." Diese kleine Schrift giebt kurze, offene und bündige Antwort auf die Frage, welchen kirchlichen Standpunkt er in seiner geistlichen Amtsthätigkeit festhielt. Man wird ihn sehr verschieden finden von dem damals noch populären Rationalismus, dessen sinkendes Ansehn später die Lichtfreunde wiederherzustellen strebten, und dessen äußerste Folgerungen in der freien Gemeinde gezogen wurden. Das tritt noch entschiedener hervor, wenn man die zweite vermehrte und verbesserte Auflage, die 1836 erschien, mit der ersten vergleicht. Der Inhalt ist durchweg schriftmäßig, nach dem Bekenntniß der evangelischen Kirche, im Anschlusse an Luthers kleinen Katechismus, welcher der zweiten Auflage noch besonders beigefügt ist, in der auch die kirchlichen Lehren von der Dreieinigkeit, Erbsünde, Genugthuung und Rechtfertigung ausdrücklich angeführt sind, was in der ersten Auflage noch vermieden war. Zur genaueren Kennzeichnung nur folgende Stellen: „Die Grundsätze der evangelischen Kirche sind: zuerst, daß aus der h. Schrift allein die Wahrheit und der Sinn des Christenthums für die kirchliche Lehre geschöpft werden könne und keinem Menschen das Recht zustehe, aus willkürlicher Macht, ohne gründliche Erweisung, etwas darüber zu entscheiden oder hinzuzuthun. Zweitens, daß sich Gottes Gnade nicht erwerben lasse durch Werkheiligkeit, sondern daß der sündige Mensch deren allein theilhaftig werde durch den Glauben an Christum und dessen heiligende Kraft. — Außerordentlich heißt die göttliche Offenbarung, weil sie nicht durch gewöhnliches Nachdenken erlangt, unmittelbar, weil sie nur durch ein-

zelne Männer voll heiligen Geistes und nicht nach menschlichem Plan und Wollen bewirkt ist. Christlich heißt sie von Jesus Christus, in welchem sie vollendet ist. Fortgepflanzt wird sie in der christlichen Kirche, welche die fortdauernde Gemeinschaft derer ist, die Gott im Sinne jener Offenbarung erkennen und verehren. Bewahrt als in einer Urkunde wird die Offenbarung für uns in der h. Schrift, welche im alten Testamente die Vorbereitung, im neuen Testamente die Vollendung der christlichen Religion in Geschichte und Lehre darstellt. — Und so hält sich der Christ auch zu der christlichen Gemeinde nach kirchlicher Ordnung und Sitte, nicht blos zu eigener Erbauung, sondern aus christlicher Ehrerbietung und Dankbarkeit. Denn ohne die kirchliche Gemeinschaft verschwindet alle Religion; und darum soll Niemand trennen und zerstören, was Christus durch seinen Tod verbunden hat, vielmehr durch christliches Bekenntniß und christliche Gemeinschaft bauen am Tempel des heiligen Geistes." — Als apostolische Lehre wird vorgetragen: „Es sei erschienen die Zeit, wo Gott seinen ewigen Rathschluß der menschlichen Beseligung offenbart, von aller Noth der Sünde und des Todes Erlösung und Versöhnung der menschlichen Herzen mit sich gestiftet habe. Die allgemeine Geistesschwäche und Sündhaftigkeit habe er mit Vaterhuld getragen und nur im israelitischen Volke als ein weiser Vater die Menschen zu höherer Erkenntniß vorbereitet und erzogen. Nirgend aber werde die Gott gefällige Menschheit gefunden, und keiner könne sich eines Vorzugs oder Verdienstes vor Gott rühmen. Jesus allein sei der von Gott gesandte Christ, der den Glaubenden die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt, den Geist der Kindschaft und göttliche Lebenskraft gewähre. Wie Alle an gleicher Schwachheit litten, so wären auch Alle zu gleicher Hoffnung berufen. Darum habe Jesus als Christ durch seinen Tod das Gesetz, die Scheidewand der Menschheit, aufgehoben, alle Verheißungen erfüllt, das ewige Opfer einmal für immer dargebracht, in seiner Auferstehung des Todes Schrecken weggenommen und ewiges Leben bezeugt, und so Heil für Alle offenbart." Zahlreiche Schriftstellen sind bei jedem dieser Sätze theils vollständig abgedruckt, theils nur citirt.

Von dem Einflusse, welchen er durch Seelsorge im Einzelnen, namentlich bei Sühneversuchen, am Kran-

ken- und Sterbebette geübt, darf, wenn auch ein und der andere eigenthümliche Zug bekannt ist, hier füglich nicht die Rede sein; ebensowenig von mancher betrübenden, aber auch erfreuenden und aufmunternden Erfahrung, die er dabei zu machen Gelegenheit und für die er eine lebhafte Empfänglichkeit hatte. Allen, die in solche Beziehungen zu ihm gekommen sind, wird diese Hindeutung vollständig genügen, und für Andere ist sie nicht bestimmt.

In seinen akademischen Pflichtenkreis trat er mit demselben Ernst und Eifer, wie in sein Pfarramt. Seit seiner dreijährigen Studienzeit auf der Universität war er dreiundzwanzig Jahre hindurch auf die dürftigsten Hilfsmittel für seine Weiterbildung beschränkt, fast ohne gelehrte Bücher, ohne Umgang mit gelehrten Männern, ohne eine im strengen Sinne gelehrte Berufsbeschäftigung, dergleichen an einer Universität gefunden und für eine Universität gebraucht wird. Allerdings litt auf ihn Anwendung, was er von Andern schrieb: „Schon der gewöhnliche Genius lernt nicht, sondern seine Kraft erwacht am geringsten Gegenstande in ihrer eigenthümlichen Stärke und erleuchtet denselben, statt von ihm erleuchtet zu werden.“ Aber für die Uebung eines jeden Berufes ist eine gewisse Technik erforderlich, dies Wort im weitesten Sinne genommen, da es mancherlei Wissen, Fertigkeit, sammt deren rechtzeitiger Verwerthung, leichter Erweiterung, Klugheit in Behandlung der Menschen und Verhältnisse einschließt; woher sollte er das erworben haben? Später führt er einmal selber an, sein Vorgänger Krause sei früher Repetent an einer Universität gewesen und habe dann Muße und Mittel besessen, an seiner Weiterbildung zu arbeiten. Als er wenige Monate vor seiner Berufung nach Königsberg die ersten Andeutungen erhielt, daß man beabsichtige, ihn nach Erlangen an die Universität zu ziehen, schrieb er an Niethammer in München: „Zum Universitätsprofessor bin ich nicht gebildet, habe auch nie darauf gerechnet. Ich habe von der Pike an gedient und wurde auf dem verlorenen Posten einer der ärmsten, elendesten Landpfarren, verwickelt in häusliche Sorgen und Geschäfte, umgeben von eitler und roher Beschränktheit, gezwungen zu einer leichten, doch Zeit raubenden Schriftstellerei um des Unterhaltes willen in eilf Jahren. Ich

würde hier (in Cottbus), wo Geld und Weltlust der Hauptton des Lebens ist, wohin ich fast den ersten wissenschaftlichen Anklang brachte, wo ich Niemand finde, der über die Wissenschaft im höheren Sinne nur mit mir sprechen, geschweige sie suchen und begründen helfen wollte — ich würde unfehlbar fade und sauer geworden sein, wie so mancher geistliche Wein, hätte mich nicht ein unauslöschlicher Trieb angefeuert, die Wahrheit für mich selbst zu suchen und jeden Widerspruch so lange zu regen und zu wenden, bis sich die Fuge zeigte, worin er zum großen und heiligen Ganzen paßt Dieser Geist hat das Buch hervorgetrieben, das mir in ehrwürdiger Männer Beifall so edle Früchte getragen hat; er hat seitdem keine Ruhe gefunden und das dort Dunkle in sich zu erhellen und das Schwankende zu befestigen gesucht. Durch diesen Geist beseelt, könnte ich wohl in der Folge Dogmatik, Dogmengeschichte, Moral, Kirchen- und Religionsgeschichte, Homiletik, Pastoralwissenschaft, Patristik nicht ohne Nutzen lehren, so wie es mir vielleicht glücken würde, junge Theologen zum Gefühl und dadurch zur Nachahmung dieses sittlich-religiösen Strebens nach Gottes Wahrheit zu erwecken und sie als Söhne zu leiten. Denn jene Wissenschaften sind mir um dieses Strebens willen nicht fremd geblieben und ihr künftiges ernstlich systematisches Studium würde natürlicher Weise fort und fort das Gepräge dieses Strebens als seiner gebietenden Einheit tragen. Aber Sie kennen den Umfang der Wissenschaft, da Sie ihn in sich tragen; Sie wissen, welch ein Unterschied ist zwischen dem Wissen eines Mannes, der nur für sich selbst Licht sucht, und eines, der bestimmt ist, Andere zum Wissen auszubilden. Ich könnte nie den Glanz theologischer Gelehrsamkeit, ich könnte nichts Anderes, als das ernste, fleißige, originelle Streben eines nicht unfähigen Geistes versprechen, der selbst immer tiefer in die Wahrheit dringend, und Alles, was zu ihr führt, immer enger verknüpfend, auch Andere in seinen Standpunkt zu versetzen vermöchte. Ich könnte auch das nicht, wenn eine großmüthige Nachsicht mir nicht erlaubte, durch sparsames Lehren anfangs zum reichen und glücklichen Lehren zu reifen. Ohne diese würde es leicht sein, einen Mann zu demüthigen, der stets zu sein, niemals zu scheinen gesucht und eben darum seine Schwächen stets höher als

das Urtheil der Meister angeschlagen hat." Hier möge auch Erwähnung finden, was er kurz vorher an Grävell über sich schreibt und was zu manchen Erscheinungen in seiner akademischen Laufbahn den sonst vermißten Aufschluß giebt: „Mir fehlt die Willenskraft; ich bin von Jugend auf ein weicher Mensch gewesen, wodurch die Sprache so treffend die physische Ursache und die geistige Folge einer solchen Constitution zugleich bezeichnet. An Fähigkeit des Geistes hat es mir nie gemangelt, wohl aber an Entschluß und Ausdauer. Diese mir eigne Passivität hat mich wieder instinktartig auf das geführt, was mir mangelte, auf das Aktive, Moralische, auf die Energie des Willens. Weil es mir selbst sehr an Charakter gebrach, insofern darunter eine durch bloße Naturkraft begründete feste und starke Richtung des Willens verstanden wird, war ich stets vorzüglich aufmerksam auf Charakteristik, arbeitete diesen Theil in meinen Romanen am fleißigsten und glücklichsten und richtete meine Philosophie auf die Erkenntniß dessen, was Charaktere ursprünglich bildet und individual bezeichnet. — — Die Gesinnung macht Heilige, die Philosophie Denker, die Gelehrsamkeit Lehrer." Eben um seiner hier geschilderten Eigenthümlichkeit willen war denn doch jene Aufforderung von München her wie ein zündender Funke in seine Seele gefallen; weshalb er bald darauf an Häulein schrieb: „Und da fand ich freilich eine Liebe zur Religion, die, seit sie in sich selbst klar geworden, alles Wissen, insbesondere das theologische, mit brennender, ich kann sagen ausschließlicher Neigung umfaßt; ich fand den Grundriß des Gebäudes der Religionswissenschaft in mir selbst in solcher Klarheit gezeichnet, in seinen Marksteinen so lebendig begründet; ich fand einen so lebhaften Trieb in mir, das Edelste und Beste, was ich erkannt, Andern mitzutheilen, und insbesondere Jünglinge mit noch offenen und unverzerrten Seelen ins Heiligthum der Wahrheit zu führen, daß ich bei meiner Ueberzeugung, nicht die Menge des Wissens, sondern der Punkt, nach welchem es sich, wie das Weiterlernen, ordnet, mache das Wissen, mich durch die Art meines Wissens für fähig und berufen zu einem höheren Lehramt erkennen mußte." Und an Niethammer: „Wenn ich wirklich noch als Theologe Nutzen stifte, so wird Ihr edler Sinn eine stete Genugthuung darin finden, daß es

Ihr Vertrauen war, was mich dazu erweckt und gemacht und mich an eine Stelle gebracht hat, wo ich mit einer Begeisterung, die bisher wie ein vulkanischer Stoß in mein gewöhnliches, plattes Leben fuhr, kräftig, geordnet und anhaltend thätig sein kann und sein werde. Sein Sie in meinem Namen dafür gesegnet. Ich habe von dem Tage an, wo ich Ihr erstes Schreiben erhielt, wie eine Klette an der Religionswissenschaft gehangen und in einigen Monaten mehr als in vielen Jahren gelernt." Doch nicht nach Erlangen ging seine Bestimmung und seines Herzens Neigung. Er machte dem Minister Anzeige von den angesponnenen Unterhandlungen und schrieb: „Aber ich will nicht nach Baierland, nicht nach irgend einem Lande, wenn mein Vaterland, für das ich mich gern zu opfern bereit war, mir giebt, was meine geistige Natur fordert, Befreiung von niederer Lebenssorge, um ungehindert alle Sorge auf das Edlere zu richten." Wenige Wochen darauf erging an ihn die Aufforderung, nach Königsberg zu gehen; sie führte ihn nochmals zu ernster Selbstprüfung, besonders in Betreff des akademischen Berufs und er schrieb darüber an Nicolovius: „Die Aufforderung spricht so deutlich den Werth aus, welchen Männer von dem anerkanntesten Werthe auf meine Person legen, daß ich es endlich ohne den Vorwurf der Anmaßung sagen darf, ich habe mich bestrebt, ich habe darnach gerungen, persönlichen Werth zu erwerben. Aber war es die schlichte und unbestechliche Wahrheitsliebe meines noch lebenden ehrwürdigen Vaters oder eigene Anlage, genug, etwas hat mich durch mein ganzes Leben gedrängt und drängt mich noch, den Schein in allen Beziehungen für Nichts zu achten und das Wahre und Gute in seinem Wesen zu suchen. Ich kann nicht schmeicheln, ich kann nicht glänzen, ich erröthe vor mir selbst bei der kleinsten falschen Wendung, welche doch das äußere Leben so oft zu nehmen gebietet. So fand ich denn stets meine Mängel in jeder Beziehung in unverhüllter Gestalt aus; und da Erkenntniß oft schnell, Tugend aller Art stets langsam kommt, so machte mich der lebendigste Wunsch, sittliche Vollkommenheit und religiöse Einsicht zu erwerben, nur demüthig und verhinderte mich, um den äußeren Preis des Lebens mit Andern zu wetteifern, da es nirgend an Männern fehlte, welche in der oder jener Beziehung mich

nach meinem eignen Gefühl übertrafen." — Doch er entschließt sich: „Ich glaube, daß ich nützlich sein kann, daß ich es sein werde. Ich glaube, daß es mir gelingen wird, Kopf und Herz junger Leute mit reinem und gewaltigem Triebe für einen Beruf zu beseelen, welcher, seinem Namen nach über jeden irdischen erhaben, doch ohne solchen Trieb der schlechteste unter allen ist. Und wenn es mir gelingt, wenn Schüler und Gemeinde einst meinen Namen mit Achtung nennen, wenn meine Söhne ein rühmliches Andenken spornt, des Vaterlandes doppelt würdig zu werden, so wird es nächst Gottes Führung das von hohen Gönnern in mich gesetzte Vertrauen sein, welchem das Verdienst gebührt, mir selbst unbekannten Muth und vorher schlummernde Kräfte zu solcher Thätigkeit entwickelt zu haben." Sein Eifer war so glühend, daß er noch vor seinem Abgange von Cottbus, von Ende April bis Anfangs Juli, unter allen den Störungen, die davon unzertrennlich waren, ein System der christlichen Moral Behufs seiner Vorlesungen entwarf. Kaum in Königsberg angekommen, ließ er sich durch die lebhaften Eindrücke der ganz neuen Verhältnisse und durch die mannigfaltigen Ansprüche der Geselligkeit und vielseitigen Berufsthätigkeit so wenig, als durch den Mangel an aller Uebung im lateinisch Reden und Schreiben seit mehr als zwei Jahrzehnden abhalten, die Erfordernisse seiner akademischen Habilitirung nach alter Ordnung der deutschen Universitäten zu erfüllen, und ging für die theologische Doktorwürde in das examen rigorosum, hielt am 7. Oktober 1819 seine lectio cursoria und vertheidigte seine Dissertat. theol. de eo, quod positivum est in ecclesia Christiana p. I. sect. I. II. III. am 19. Oktober pro gradu und darauf pro loco. Dabei wurde er von Dinter scharf und auf eine für ihn schmerzlich verletzende Weise angegriffen, gewiß nicht aus feindseliger Absicht, wie er selber wohl erkannte, der jenen in einer Charakteristik nach seinem Tode als einen ungeschliffenen Edelstein bezeichnete, aber doch nach seinen späteren Aeußerungen nicht ohne nachtheiligen Einfluß auf die Stimmung der Studenten. In dieser Dissertation beabsichtigte er, gleichsam das Programm der Richtung aufzustellen, welche er als Professor vertreten wollte; weshalb sein Inhalt einer genaueren Betrachtung werth ist. Durchdrungen von dem Rechte der evange-

lischen und akademischen Freiheit, nahm er keinen Anstand, sofort mitten in den Streit hineinzutreten, welcher damals Theologie und Kirche bewegte, und seine Ueberzeugung einerseits dem öffentlichen Urtheil und der freimüthigen Bekämpfung, andrerseits dem Ermessen seiner höchsten Vorgesetzten darzulegen, indem er die Abhandlung ausdrücklich dem Minister von Altenstein und dem Geheimen Oberregierungsrath Nicolovius widmete. Er selber sagt in der Dissertation, daß man ihn bald einen Rationalisten, bald einen Mystiker genannt habe, und fügt hinzu, es würde ihn gar nicht wundern, wenn man ihm auch den Supernaturalismus Schuld gebe, weil er den Namen Christi, d. h. den geschichtlichen Grund der Heilswahrheit, so hoch schätze. Wer ein Christ sein wolle, müsse an Christum glauben. Bemerkenswerth ist zunächst, was er von der Kirche sagt: sie sei die Vereinigung der im gemeinsamen Glauben verbundenen Menschen; ihr Grund könne selbstverständlich weder in den Menschen, noch in der Vereinigung, sonder allein im Glauben liegen. Darauf unterscheidet er die Kirche abstract genommen, die christliche Kirche überhaupt und die evangelische Kirche und sagt davon: „Der Grund oder das Positive in der Kirche an sich wird in Bezug auf den Menschen oder das Subjekt durch sein sittliches Wesen oder seine Vernunft, in Bezug auf Gott oder den Bewirkenden durch die Offenbarung, in Bezug auf die Kirche oder das Objekt durch den Glauben gebildet. — Das sittliche Wesen, die Vernunft, oder die Fähigkeit, menschlich zu handeln, welche Grund (Möglichkeit) nicht blos des Glaubens, sondern alles Menschlichen ist, muß bei jeder Bildung, Leitung und Erhaltung der Kirche nothwendig vorausgesetzt werden. Sie wird der erste Grund genannt, nicht in Rücksicht auf die Bedeutung, sondern in Rücksicht auf das Dasein. — Der Glaube an den Namen Christi, an Christum den Herrn, welcher bekennt Jesum Christum, der in das Fleisch gekommen ist, welcher ihm folgt, als dem Fürsten des Lebens, der seligmachende Glaube an Christum ist der unwandelbare und eigenthümliche Grund, d. h. das Positive der christlichen Kirche überhaupt. — Das Positive in der evangelischen Kirche kann so bestimmt werden, daß sie, sofern sie die christliche ist, den seligmachenden Glauben, sofern sie die protestantische ist, die

Lehrfreiheit, sofern sie die rechtgläubige ist, die heilige Schrift als Grundlage festhält." — Die am Schlusse versprochene Fortsetzung dieser Untersuchung in akademischen Festprogrammen ist nicht erfolgt, da bei deren Ausarbeitung ihn gegebene Anlässe zur Wahl anderer Gegenstände führten.

Für das Winterhalbjahr kündigte er Vorlesungen über die Grundlagen des Systems der wahrhaft christlichen Sittenlehre und eine Auslegung des Ev. Johannis an, und hielt dieselben vor einem nicht bedeutenden Zuhörerkreise mit ungeschwächtem Eifer, so lebhaft er auch die vorher wohl erwogenen Schwierigkeiten empfand, welche dabei für ihn zu überwinden waren. Diese konnten ihn nicht einmal von der ihm lieb gewordenen schriftstellerischen Thätigkeit ganz zurückhalten. Wie lebhaft der Trieb dazu in ihm war, geht aus einer Aeußerung etwa ein Jahr früher hervor: „Alles Schreiben greift mich an, und wenn es so fortgeht, werde ich bald zu schreiben aufhören, das heißt, zu leben." In seiner neuen Stellung fand er auch neuen Reiz zur Theilnahme an den literarischen Verhandlungen über die damals im Vordergrunde stehenden kirchlichen Angelegenheiten, wozu noch persönliche Veranlassungen kamen. Er hatte von den s. g. Kirchenpolitikern Angriffe erfahren, unter denen einer so weit gegangen war, zu behaupten, daß es jetzt nicht mehr an der Zeit sei, von dem ewigen Leben, vielmehr von Constitutionen zu predigen. Dagegen erschien seine Schrift: „Noch einige Worte über die Wahrheit, daß ein christlicher Landesherr der oberste Bischof in seinem Lande sei. 1820." Sie enthält im Wesentlichen von Anfang bis zu Ende nur eine Ausführung von Matth. 22, 21, angewendet auf die besonderen Verhältnisse, vorzugsweise im Vaterlande, und schließt mit der Ueberzeugung: „daß die äußerlich in Wirkung tretende Kirche dem negativen und positiven Episkopat der Staatsgewalt (des Landesherrn) unterworfen ist, daß Consistorien die passendste Einrichtung dazu gewähren, daß Synoden berathen und anrathen, nicht entscheiden, nicht Gesetze geben können, daß Kirchenzucht im Sinne der Strafe nur für Geistesschwache und Rohe ein schlechtes und palliatives Mittel ist. Warum wollen wir uns und Andere täuschen? Entweder ist ein Christus oder keiner. Ist er, so laßt uns mit ihm stehen,

und wir werden mit ihm leiden oder auch siegen, ohne Dotation, ohne Repräsentation (in Kammern), ohne Vertrag, ohne Gewalt. Ist er nicht — nun so thut, wonach euch gelüstet; ich aber zerreiße meinen Chorrock und diene dem Traume des Lebens, statt dem Gespenste der Kirche." — Nicht auf diese Ueberzeugung, denn die hat er bis an sein Lebensende festgehalten, vielmehr auf die in beiden Schriften über diesen Gegenstand angewendete Art der Beweisführung geht, was er fast zehn Jahre später darüber an Schuderoff schrieb: „Selbst als ich das oberste Episkopat des Landesherrn vertheidigte, wobei Sie gewiß meinen Namen nicht angelächelt haben, war ich von jeder servilen Idee entfernt und fing mich nur in einer idealen Verwechselung, von welcher ich jetzt, wie Sie wissen, vollständig zurückgekommen bin." Ende März 1820 sandte er dem Minister von Altenstein seine Weihnachtspredigt und schrieb ihm: „Ich habe jetzt meinen ersten Cursus vollendet und athme freier. Die Lust zur Wissenschaft, die Begeisterung für mein Geschäft quillt noch hoch, ja höher aufspringend, die körperliche Kraft ist nicht vermindert. O daß ich es vor meinem edlen Gönner aussprechen könnte, was ich in diesem Augenblicke in der Tiefe meiner Seele empfinde!"

Aber schon unmittelbar danach sollten schwere äußere und innere Kämpfe für ihn beginnen, welche seine freudige Stimmung auf lange Zeit verdunkelten. Er hatte das Osterfestprogramm zu schreiben und wählte, veranlaßt durch seine Studien im Josephus, dazu eine Darstellung des Gerichtsverfahrens gegen den Heiland unter dem Titel: quid Christus inter latrones? Der Bischof Borowski, der ihm Anfangs viel Zuneigung bewies, verweigerte als Censor die Druckerlaubniß, weil diese Darstellung politisch gefährlich sei; die theologische Fakultät — außer ihm Gräf, der seines hohen Alters wegen an den Geschäften nicht mehr theilnahm, Wald, Vater, der bald darauf nach Halle ging, und Rhesa — ließ ihn dabei ganz ohne Unterstützung; und dem akademischen Senate erschien das Programm seiner Würde nicht gemäß. Die Sache kam vor das Ministerium, welches nach langem Zögern entschied, das Programm sollte zwar im Namen der Universität erscheinen, aber gegen das Herkommen mit Nennung des Verfassers, wie in dem Vorworte kurz erzählt ist. Dazu kamen andere

Hemmungen, von denen er selber erzählt: „Für den Sommer zeichnete ich bei der Aufforderung, die Collegia anzugeben, Dogmatik auf. Unerwartet erhielt ich den Zettel nach einigen Wochen zurück, mit der Erinnerung, meine Collegia zu bestimmen. Dr. Wald hatte auch Dogmatik aufgeschrieben, später als ich. Ohne Zweifel hätte ich klüger gethan, nachzugeben; ich hatte indessen gerade diese Vorlesung aus wahrer Zuneigung gewählt und nahm die Rücksendung des Zettels für eine Aufforderung, ein zweites Collegium zu bestimmen, weshalb ich die Apostelgeschichte hinzusetzte. Meine Dogmatik kam nicht zu Stande. Vor einigen Tagen wurde ich abermals zu Verzeichnung der Collegia für den Winter aufgefordert. Dr. Wald hatte bereits Moral und Johannes aufgeschrieben. Mit beiden hatte ich im Winter 1819 angefangen. Mir blieb also nur die Wahl, zwei neue Collegia auszuarbeiten, oder Homiletik, die ich im vorigen Sommer gelesen, zu wiederholen und ein leichteres exegetisches hinzuzufügen. Nachdem es so bestimmt war, schreibt mir Dinter, daß ihn dreizehn Studenten ersucht haben, Homiletik zu lesen, und daß er sie deshalb auch aufgezeichnet. Man sieht, daß es mir nicht blos sauer, sondern unmöglich wird, meine Pflicht zu erfüllen. Wohl dürfte mir der Vorwurf gemacht werden, daß ich die Liebe der Studenten nicht gewonnen habe; ich kann erwiedern, daß es mir an sich nicht gut möglich war, mit so routinirten Männern, als Wald und Dinter, zu wetteifern, daß die Behandlung, welche ich vom Letzten unerwartet bei meiner Disputation erfuhr, die, welche mir wegen des Programms zu Theil wurde, mein Ansehn nicht vermehren konnten — —. Nur Eins zu erwähnen: über eine theologische Preisschrift mußte ich zuerst mein Urtheil abgeben; ich glaubte, sie verdiene die Prämie nicht, und gab meine Gründe an; sie hat also das Accessit erhalten, und die Studenten wissen, daß mein strenges Urtheil die Ertheilung der Prämie verhindert hat, obschon ich bei meinem Mangel an Erfahrung unbedenklich Ja gesagt hätte, wenn meine Collegen darauf bestanden hätten. — Mein öffentliches Urtheil über Sand und überhaupt mein strenger Sinn für Gesetzmäßigkeit und Sittlichkeit hat wohl auch geschadet." Von Berlin aus wurde er indessen auf jede Weise ermuthigt und unterstützt, was nicht ohne Eindruck auf ihn blieb.

Im Anfange des Oktober schrieb er jedoch schon: „— Dieser Sommer hat mich unglaublich gebeugt —. Geknüpft an einen Doppelberuf, wovon der eine die freieste Bewegung, der andere die reichste Kenntniß und die tiefste Anstrengung des Verstandes fordert, als Prediger einer Gemeinde dienend, deren ganzes Bestehen auf dem gleichen Werth meiner Kraftanstrengungen beruht, als Gelehrter gezwungen, die Kunst, welche ich zwanzig Jahre erworben, zu vergessen, und mit alterndem Kopf Vergessenes zu lernen und zu lehren, und in beider Rücksicht täglich durch so viel Nebenverhältnisse gestört! — Ich ergreife meine Studien mit ganzer Seele, und sehe, was mich von ihnen abzieht, in den meisten Fällen als eine bittere Störung an, die es auch aus dem Grunde ist, weil ich körperlich nicht so viel Zeit auf die Arbeit wenden kann nnd daher zu genauer Eintheilung gezwungen biu. Der frühere Mangel an geselligem Umgang, stiller Fleiß, häusliche Befriedigung, steter Lebenskampf und natürliche Anlage haben mir einen Ernst und überhaupt eine geistige Wendung gegeben, die mich nur im vertraulichen Kreise zur Heiterkeit kommen und die gewöhnliche Unterhaltung als schwere Arbeit betrachten läßt. Dabei bin ich geistig bestimmt, tolerant gegen Alle, geöffnet nur für Gute, unfähig und ungeneigt, mich irgend in's Licht zu stellen, ernsthaft gegen Männer, zurückhaltend gegen Frauen, wenn ich beide nicht vorzüglich achte und liebe. In diesem Augenblicke fühle ich mich zu neuer Thätigkeit gestärkt; ich suche gewissenhaft, meine Kräfte zu erhalten, und fühle mich glücklich, sie anzuwenden. Aber stehen kann ich nicht für die Ausdauer in meiner Anstrengung, welche durchaus eine feste, gleichmäßige Natur verlangt." Er stellt deshalb dem Minister anheim, ihn in einen minder schwierigen Posten, sei es als Superintendent oder Landpfarrer zu versetzen, und für diesen Fall seinen Antrag wegen Anlegung eines homiletischen Seminars zurückzuweisen. — Im November klagte er: „Wenn auch äußere Aufheiterungen geistiger Art mir die Anstrengung erleichtert, womit ich meiner Schwäche entgegenzuarbeiten redlich bemüht bin, innerlich drückt sie doch, und ich kann dem Bewußtsein nicht entgehen, daß ich schon jetzt nicht meinem Geschäfte gewachsen bin und und ohne Aenderung unterliegen muß. Ich bin Invalide für solche Thätigkeit überhaupt." — Ende Dezembers folgt die

Erklärung, daß er nicht zum akademischen Lehrer tauge, mit dem Antrage, ihn von der Professur zu entbinden, da die Wiederbesetzung der durch Gräf's am 28. dieses Monats erfolgten Tod freigewordenen Stelle in der Fakultät ihn entbehrlich machen würde. Im Januar 1821 klagt er sich an, er habe unbesonnen gehandelt und behauptet das entschiedene Mißlingen seines akademischen Lehrerberufs, weil zum glücklichen Erfolge darin eine früh dahin einschlagende Bildung gehöre, die ihm gefehlt; es sei der Erfüllung nahe, was er früher in Bezug auf Erlangen an Schlichtegroll geschrieben: „zum Professor machen Sie mich nicht; ich würde ein guter sein wollen, und das würde mir das Leben kosten.“ Im April bittet er um Dellbrück's Stelle in Zeiz, falls dieser versetzt wird. Auf freundliches Andringen des Ministers hatte er inzwischen das Versprechen gegeben, es noch ein Jahr ruhig mit anzusehen; aber seine Sehnsucht nach einer Amtsveränderung konnte er nicht überwältigen, zum Theil auch, weil er meinte, das Klima übe einen nachtheiligen Einfluß auf seine Gesundheit und vermehre seine Hypochondrie. „Ich thue, so viel ich kann, aber bergen kann ich nicht, innerlich — denn äußerlich zeige ich es weniger als jemals — ist meine Seele kränker als jemals.“ Der Hauptgrund lag aber in seiner Professur. „Sie sagten, man fordere (in Berlin) von mir nicht Gelehrsamkeit, und das beruhigte mich. Aber die Gelehrten fordern sie, und der Mangel von oft geringfügigen Kenntnissen, die ich aber nicht entbehren kann, ohne in meiner Lage Blößen zu geben, drückt mich schwer, weil er mich zu verdoppelter und theilweise vergeblicher Anstrengung nöthigt. Urtheilen Sie, welche Marter es für mich ist, bei Einstudirung des Vorzutragenden, indem ich mich fähig und geneigt fühle, der Sache bis auf die Wurzel zu gehen, mich um abgefallene Blätter gleichsam wiederholt und vergeblich bücken zu müssen. — Vorrath habe ich nirgend, weder in Collectaneen noch im Gedächtniß, nichts, gar nichts, als den unerschütterlichen Sinn der Wahrheit und Gottesfurcht und einen unermüdlich und oft glücklich nach Licht strebenden Geist. Denkend und schreibend habe ich mich gewöhnt, dieser Anlage zu folgen. — Königsberg hat mir viel gegeben, sehr viel für Erweckung und Befriedigung meiner edelsten Thatkraft; möchte es mir nur auch etwas mehr Ruhe und

Freiheit gewähren, die ich nicht entbehren kann, wenn jene nicht sinken soll.

Otia corpus alunt, animus quoque pascitur illis,
immodicus contra carpit utrumque labor!" —

In Berlin hörte man seine Klagen mit bewundernswerther Geduld an, und ward nicht müde, in ermunterndem Zuspruch und gütiger Anerkennung seiner Leistungen; es blieb nicht allein bei Worten, vielmehr wurde ihm im Oktober 1821 „in Rücksicht auf seine Verdienstlichkeit „die erledigte dritte Professur in der theologischen Fakultät mit einer Gehaltszulage verliehen" zum thatsächlichsten Beweise, daß man seine Meinung über das völlige Mißlingen seiner theologischen Professur durchaus nicht theile. Als Beweis dafür, daß so große Freundlichkeit seiner höchsten Vorgesetzten ungeachtet der wiederkehrenden Klagen und Wünsche nach Versetzung nicht ohne wohlthätigen Einfluß auf seine Geistesregsamkeit geblieben, erschien in diesem Jahre seine Schrift: „*Betrachtungen über die doppelte Ansicht, ob Jesus blos ein jüdischer Landrabbiner oder Gottes Sohn gewesen sei?* 'Αρχη γαρ το ὅτι, και εἰ τουτο φαινοιτο, ἀρκουντως ὀυδεν προςδεησει του διοτι." Anlaß dazu gab ihm der irgendwo neulich gefundene Satz in Beziehung auf Lehrmethode: „daß zwischen einem jüdischen Landrabbiner, wie Jesus war, und einem öffentlichen Religionslehrer unsrer Zeit, die beiderseitige Würde abgerechnet, gar keine Vergleichung stattfinde." Nach einer an Geistesblitzen überreichen Darstellung, die er in einem Briefe selber eine Dithyrambe religiöser Philosophie nennt, schließt er mit den Worten: „Wem es daher Ernst ist, das Werk Christi fortzusetzen — — der kämpfe mit Heldenmuth gegen Glaubenstyrannei und Geistesübermuth, gegen Aberglaube und Unglaube, gegen Buchstaben vergötternden Supernaturalismus wie gegen Offenbarung vernichtenden Rationalismus, gegen christlichen Pharisäismus und christlichen Sadducäismus: ein Christus kann er nicht sein, denn nur Einen hat Gott als Sohn bezeuget, aber durch Gleichgewicht und Kraft heiligen Sinnes und festen Glaubens kann Christus in ihm und durch ihn wirken. Auf *seinen* Namen taufe er, nicht auf den Namen einer vergötterten Menschheit, denn erst in *seinem* Namen ist eine zu Gott mit Gotteskraft strebende Menschheit geworden. In *seinem*

Namen theile er das heilige Mahl aus, nicht im Namen eines Bundes heiliger Menschen, denn erst in seinem Namen sind Menschen zu einem heiligen Bunde verknüpft worden. — Treibt er aber sein Werk so, mit Licht der Weisheit und Kraft des Glaubens als ein heiliges und christliches, als geboten und gesegnet von der Liebe des Vaters und der Kraft des durch ihn verklärten Sohnes, und es gedeiht: nun so kümmere ihn nicht, nach welchen physischen Gesetzen das Wunder der Erlösung geschehen ist, sondern er danke Gott, daß es geschehen ist, und lebe und walte im Licht, das ausgegangen ist von dem Sohne Gottes, Jesu Christo!" Hätte man jederzeit dieses Bekenntnisses sich erinnert, welches er bis an sein Ende unerschütterlich festgehalten hat, so würde manche schiefe und grundlose Beurtheilung seines Standpunktes in der Kirche des Herrn unterblieben sein. Bei der Nachricht von seinem Tode sagte Tholuck zu seinem Enkel: „Als ich jung war, ging Ihr Großvater wie ein Gestirn für den Glauben auf, was Ihnen nun wohl auffallend klingen mag, aber damals erschien eben: ob Jesus Gottes Sohn oder ein jüdischer Landrabbiner gewesen."

Auch im folgenden Jahre 1822 hielt er seinen Wunsch nach einem Wechsel der Amtsverhältnisse fest und erhielt von Ammon die Zusage der Unterstützung bei seiner Bewerbung um die Superintendentur in Freiberg. Als sich dieser Plan sehr bald zerschlug, bat er den Minister von Neuem um eine einträgliche Landpfarrstelle und empfing unter dem 30. April von demselben Nachricht, daß den Regierungen zu Merseburg, Magdeburg und Erfurt Anweisung gegeben sei, dem am 4. Febr. 1818 wegen seiner besseren Versorgung erlassenen Allerhöchsten Befehle möglichst bald zu genügen, zugleich mit einer anerkennenden Aeußerung über sein Osterprogramm De authentia cap. XXI. Ev. Joannei, praesertim commatis 24. et 25. disput. Doch im Dezember d. Js. nahm er selber seine Bitte zurück, und mit Freuden schrieb ihm Nicolovius: „Nun haben Sie Selbst erkannt, daß Sie auf der rechten Stelle sind." Als Frucht seines frischeren Auflebens erschien im Frühjahr 1823 das erste Stück seines „Philagathos. Andeutungen über das Reich des Guten. Ein Beitrag zur einfachen Verständigung über christlich-religiöse Wahrheit für denkende Freunde derselben. Joh. 18, 37." —

Die ausführliche und für den damaligen Entwickelungszustand der Kirche lehrreiche Vorrede, deren Beachtung für ein gerechtes Urtheil unentbehrlich ist, giebt er als Zweck an: „Es gilt, die Richtung der Zeit, die Frage nach dem Wesen, nach dem feststehenden Warum, nach dem allgemeinen Bestimmungsgrunde fest und redlich zu verfolgen, um ebenso die religiöse Zudringlichkeit zurecht zu weisen, als die religiöse Bequemlichkeit zu erschüttern und nicht etwa ein eigenes Reich der Meinung oder der Idee zu bauen, sondern in dem äußerlich offenbarten Reiche Gottes die Straße, die in jeder Richtung zu seinem Könige führt und mit ihm vereinigt, zu bezeichnen." Die gewählte Form des Gesprächs, oder vielmehr die scharfe Zeichnung der Personen, denen dasselbe in den Mund gelegt ist, und die deshalb bekannte, zum Theil noch lebende Männer leicht herausfinden ließ, verbunden mit dem nach seiner späteren Aeußerung beabsichtigten Auftreten gegen die damals als Mystiker bezeichneten Anhänger des Prediger Ebel, veranlaßte in Königsberg ein ganz außerordentliches Aufsehn und manches scharfe Urtheil, ja selbst die Beschuldigung der Frivolität. Auswärts hatte man andere Ansichten. Brescius, ein entschiedener Supernaturalist, schrieb ihm: restat, ut Te certiorem faciam, φιλαγαθον Tuum arte Socratica politissime confectum summa cum voluptate a nobis lectum esse. Daub äußerte gegen seinen damals in Heidelberg studirenden ältesten Sohn: einem Manne in seinem Alter, auf seinem wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Standpunkte komme es zu, auch einmal indviduelle Wahrheit öffentlich zu sagen, und es müsse die Zeit aufhören, wo die Menschen dies aus reiner Trägheit und Bequemlichkeit nicht vertragen wollten. Die Meinung, als habe er das Gespräch in einer Gesellschaft wirklich abgehorcht, erklärte Daub für das rühmlichste Zeugniß und verglich das mit den Trauben des Apelles, nach welchen die Vögel flogen, indem er hinzufügte: „Die Wahrheit muß, sie muß sich ihr Recht verschaffen, mag schneiden oder stechen, mag biegen oder brechen; denn alle Halbwahrheit ist Lüge, und alle Lüge kommt vom Teufel." Der milde Ullmann ließ dem Verfasser durch den Sohn seine persönliche Achtung und Zuneigung und zugleich die dringende Bitte um Fortsetzung und vollständige Entwickelung in dieser Art aussprechen, mit dem

Wunsche, von ihm persönlich gekannt und eben so aufgefaßt und dargestellt zu sein, wie im Philagathos einige Theologen sind. Der Minister v. Altenstein schrieb: „Die Stellung der Aufgabe in dem Vorwort hat mich, ich gestehe es, mit einiger Besorgniß über die Schwierigkeit ihrer Lösung erfüllt, da der Zweck so unendlich groß, wichtig und schwierig ist, und es kaum möglich schien, den Gegenstand auf eine allgemein zugängliche Art zu behandeln, ohne der Kraft und Stärke zu schaden. Um so angenehmer bin ich daher durch die Ausführung überrascht, welche den so schwierigen Gegenstand mit solcher Kunst und Haltung behandelt und eine solche Vielseitigkeit der Ansichten entwickelt, dabei aber doch so richtig immer das Ueberflüssige abweist und alles Einzelne zum Höheren hinleitet.“ Im folgenden Jahre erschien das zweite Stück, welches mit den Worten schloß: „Das nächstemal also, rief Koinonoëtes, kommt es zur Sache! Dann aber, bitte ich mir aus, fangt nicht mit dem Streite an, sondern mit dem, was ihn schlichten soll, sonst lad' ich euch nimmer wieder.“ — Doch die Schlichtung dieses Streites blieb einer höhern Macht und spätern Zeiten vorbehalten; auf den Verfasser läßt sich aber ein früher schon ausgesprochenes Geständniß anwenden: „Bei mir hat der geistige Wille stets das natürliche Ziel überflogen;“ dem eine billige Nachwelt zufügen wird: in magnis et voluisse sat est. Um diese Zeit erhielt er auch aus Anlaß seiner silbernen Hochzeit den ersten Beweis dankbarer Anerkennung von seinen Schülern, indem ihm mehrere Candidaten einen silbernen Kelch überreichten, den er sehr werth hielt dadurch ehrte, daß er aus ihm mit den ihn umgebenden und Kindern und Enkeln beim heiligen Abendmahl den Wein empfing, als ihn Altersschwäche am Besuche der entfernten Kirche hinderte.

Auf einer mehrmonatlichen Reise nach dem Westen in Begleitung seiner zweiten Tochter Antonie, zur Kräftigung seiner Gesundheit und Erholung seines Geistes im Sommer 1824 schrieb der Unermüdliche während eines Aufenthaltes bei seiner in Dresden verheiratheten ältesten Tochter Sophie: „Ideen zur Beurtheilung der Einführung der Preußischen Hofkirchenagende aus dem sittlichen Standpukte. Dixi et animam salvavi“ — ohne Nennung seines Namens. Diese Schrift ist nicht gegen die Agende selbst

gerichtet, denn es heißt darin: „Man hat die neue Agende dogmatisch in Beziehung auf den Inhalt, kirchenhistorisch in Beziehung auf den Gebrauch und endlich ästhetisch in Beziehung auf den Zeitgeist, d. h. auf den intellectualen Geschmack unserer Zeit, untersucht und sehr verschieden beurtheilt. — — Aber sein wir billig und geben zu, daß eine Vereinigung der Meinungen darüber unmöglich ist; daß die große Verschiedenheit der dogmatischen Ansichten, wie sie unter den Theologen herrscht, allerdings die Feststellung einer äußerlichen Glaubensform, nicht für die Gewissen, auch nicht für die eigentliche Tiefe und Wahrheit der Lehre, aber doch für den Gesammtcharakter der Kirche nothwendig mache; daß es dabei allerdings räthlich sei, auf die ältesten Formen zurückzugehen, welche nur die wörtlich biblischen für Christenthum überhaupt und die wörtlich symbolischen für evangelisches Christenthum sein können; daß es um die Bestimmung des Mehr oder Minder, des Besser oder Schlechter ein mißliches Ding sei; daß es also aus jenen kirchlichen Gesichtspunkten genommen gar keinen Grund absoluter Verwerfung gebe; daß vielmehr selbst der, nach dessen Geschmack sie nicht ist, niemals den wird widerlegen können, welcher ihr eine ungewöhnliche Branchbarkeit und Nützlichkeit zuschreibt." Eben so wenig hat er dagegen einzuwenden, daß die Agende von dem hochverehrten, frommen Könige als oberstem Bischof des Landes ausgegangen ist; nur die Art der Einführung wird ernstlich gemißbilligt. „Eine Scheidung der weltlichen und geistlichen Macht, so daß jede gesondert in einseitig absoluter Wirksamkeit dastünde, ist an sich unmöglich. — Aber allein das Wesen der Kirche kann über das entscheiden, was derselben nothwendig ist. — Grundsatz in rechtlich-sittlicher Beziehung ist, daß die landesherrliche Gewalt in die bischöfliche nur soweit übergehe, als es dem Wesen der Kirche gemäß ist, und daß folglich bei Leitung derselben durchaus von keinem Befehl, sondern nur von einer solchen Anordnung die Rede sein könne, welche aus dem Rath irgend eines die Kirche für immer oder commissarisch darstellenden Collegiums hervorgegangen oder durch dessen Beistimmung genehmigt ist, und durch Sanctionirung des Bischofs und Landesherrn erst zur gesetzmäßigen Ausführung kommt und kommen kann."

Bekanntlich wurde dieser Weg im Jahre 1829 auf den Rath des Bischof Neander eingeschlagen und beendete der Hauptsache nach den Zwiespalt über die Agende in der Landeskirche. Noch einmal ließ er sich über diese Angelegenheit vernehmen in den „Bemerkungen über das kirchliche Majestätsrecht in Beziehung auf zwei Schreiben der Herren Augusti und von Ammon." Auch sie erschienen ohne Namen, wiesen dem Ersten Mangel an geübter Urtheilskraft nach und erklärten von dem Zweiten, er habe die Wahrheit sagen können und sagen wollen, aber nicht so gesagt, wie er sie habe sagen sollen.

Im Anfange des Jahres 1826 klagte er wieder über Abspannung und Ermatten in Folge der übermäßigen Anstrengung für seine verschiedenen Aemter. „Preußen zu verlassen, wo einige meiner Kinder schon glücklich versorgt sind, und so abermals ein sehr tief fühlendes Herz durch Trennung zu zerreißen und mit verringerter Kraft abermals einen neuen Wirkungskreis zu wählen, da ich für den hiesigen wenigstens die Vortheile der besonderen Bekanntschaft und des persönlichen Vertrauens gewonnen habe, könnte nur die höchste Noth mich treiben." Er bittet deshalb den Minister, sich ein Jahrlang auf die Vorlesungen über die Sittenlehre beschränken und die praktisch homiletischen Uebungen aussetzen zu dürfen, worauf ihm dieser antwortete: „Es wird in diesem Falle keiner ausdrücklichen Dispens bedürfen, sondern Alles Ihnen Selbst anheimgegeben mit dem Vertrauen, welches der Mann verdient, dem geistiges Wirken Bedürfniß ist, und dessen ausgezeichnete Leistungen nicht der gewöhnlichen Regel unterworfen werden können." Im nächsten Jahre 1827 erfreute er sich besseren Befindens und der Minister sprach ihm seine Theilnahme daran und an seinem gewachsenen Muthe aus mit der auf seine sechs Predigten über den seligmachenden Glauben bezogenen Aeußerung: „wenn gleich der Muth bisweilen an Uebermuth grenzt, wo er die schwierigsten Aufgaben wählt, oder wo er feindlich in das Gebiet einer andern Confession übergeht." Im Winterhalbjahre hatte er als Prorektor durch die Ausgleichung von großen Zerwürfnissen, die damals unter den Studenten herrschten, und durch Ordnung ihrer Angelegenheiten ihre Zuneigung ganz besonders gewonnen, weshalb sie, nur mit

Ausnahme der Masuren, sämmtlich ihm am 26. Juni 1827 im glänzenden Festzuge ein Lebehoch und ein Ehrengedicht brachten. In dieser Zeit kam es unter andern vor, daß, als er in einen Hörsaal trat, in welchem sich eine Anzahl Studenten über Gebühr laut machte, bei seinem Aufstampfen mit dem Fuße und dem Blitzen seines Auges auf die Versammelten sofort lautlose und ehrerbietige Stille eintrat; so sehr hatte sich die Stimmung seit dem Jahre 1820 geändert. Von sich sagt er: „Mein Streben ist nicht ohne Erfolg geblieben: Ich habe die Fähigkeit gewonnen, der studirenden Jugend, zwar nicht für die Mannigfaltigkeit und Masse, aber doch für die Tiefe und den Ernst der Beziehung Bedeutendes zu leisten, und obschon ich dadurch die Menge nicht anziehe, so hat mich doch die Aufmerksamkeit der Ausgezeichneteren immer mehr erfreut."

Gleichzeitig mit ihm war Hahn als außerordentlicher Professor nach Königsberg gekommen und später auch in die Facultät eingetreten. Es konnte wohl nicht anders sein, als daß beide Männer, ungeachtet ihrer großen Verschiedenheit an Jahren, Gemüthsanlage, Richtung und Bildungsgang, sich gegenseitig anzogen und in herzlicher Eintracht und Freundschaft gemeinsam wirkten. Als der Philagathos erschien, wollte man in dem Bilde des Hermenäos Hahn wiedererkennen, was nur ein Zeugniß der wohlwollenden Achtung und aufrichtigen Zuneigung für ihn darböte. Als dieser im Jahre 1827 bei dem Antritte einer theologischen Professur in Leipzig seine Comment. historico-theol. de Rationalismi, qui dicitur, vera indole et qua cum Naturalismo contineatur ratione. Part. I. herausgab und bald darauf seine Offene Erklärung an die Evangelische Kirche &c. folgen ließ, fand sich sein ehemaliger College veranlaßt zur Aufnahme eines theologischen Streites durch sein: „Sendschreiben an Hrn. Prof. Dr. Hahn in Leipzig, in Beziehung auf dessen Schrift: an die evangelische Kirche &c. Ein Beitrag zur rechten Würdigung des Rationalismus. 2. Petr. 1, 19." Noch ehe dieses Sendschreiben in Hahns Händen sein konnte, richtete er einen Brief voll treuen Wohlmeinens und mit der Absicht, jede mögliche Erbitterung zu verhüten, an ihn, welchen dieser auch in der liebenswürdigsten und mildesten Weise ohne ein

Zeichen der Verletzung erwiederte. Ein zweiter Brief an ihn ging mehr auf die Sache ein, scheint aber unbeantwortet geblieben zu sein. Dagegen schrieb Hahn in der Vorrede zu seinem 1828 herausgekommenen Lehrbuch des christlichen Glaubens: „Gewundert hat nicht blos den Verf., sondern auch Andre, daß selbst sein ehemaliger, in Wahrheit von ihm hochgeschätzter, College, Herr Dr. Kähler sich bewegen lassen konnte, in das völlig ungegründete Urtheil leidenschaftlicher Gegner einzustimmen und in seinem Sendschreiben selbst auf Kirchenbann und inquisitorische Absichten hinzudeuten, die sich wenigstens nicht so offenherzig aussprechen dürften, als es vom Verfasser geschehen ist." Als Antwort darauf folgte in dem folgenden Jahre: „Schutzrede für das auf Vernunft gegründete Christenthum und dessen Lehrer. Veranlaßt durch das dogmatische Lehrbuch des Herrn Prof. Dr. Hahn. Duo si credunt idem, non est idem." Ausdrücklich und wiederholt erkennt er an, daß er im Wesentlichen mit Hahn einig sei und einiger als dieser selbst glauben möge und viele Andere mit ihm, die es nicht begreifen können, wie man eine Wahrheit, die man selbst als Wahrheit anerkennt, bestreiten köıne in der Beziehung, in welcher sie genommen ist. Ihre beiderseitige Abweichung und damit den Anlaß zum Streite giebt er kurz und scharf in den Worten an: „Er will die Kirche durch Ausschließung, ich durch Erweiterung fördern." Entschieden lehnt er Hahns Aufstellung von Röhr und Wegscheider als vollgültigen Repräsentanten des Rationalismus ab, und sagt über ihre Ansichten: „Höchstens können sie als merkwürdige Versuche angesehen werden, die kantische Religionstheorie mit theologischer Gelehrsamkeit und combinirendem Scharfsinn auf die Einzelnheiten der christlich-supernaturalistischen Ansicht anzuwenden; obschon ich nicht zugeben kann, weder daß die kantische Ansicht, noch die christliche Offenbarung dabei in ihrer ganzen Tiefe aufgefaßt sei." Er fragt, warum Hahn, nicht Männer wie Schleiermacher, Marheinecke, Daub gewählt habe, um seine eignen dogmatischen Ansichten mit denen des neuesten Rationalismus zu messen. „Rationalisten sind diese Männer gewiß, obschon nicht in dem Sinne, wo Rationalismus als etwas ganz Einseitiges dem ebenso einseitigen Supernaturalismus gegenübersteht, sondern in dem hohen,

edlen Sinne, wo beide nur verschiedene Seiten derselben Auffassung sind, und der Rationalismus für die Darstellung des höheren Lebens die Richtigkeit der Zeichnung, der Supernaturalismus die Mannigfaltigkeit der Gegenstände und die Lebendigkeit der Farben gewährt. — Freilich den Menschen würde ich bedauern, der blos und nichts mehr wäre als Rationalist. Ich kenne in religiöser Beziehung nichts Widrigeres, als den gemeinen, auf halbe negative Einsicht pöbelhaft stolzen, in religiöser Rede nur als Schauspieler sich geberdenden Rationalismus." Er suchte eben mit den Besten seiner Zeit etwas Höheres als Rationalismus und Supernaturalismus; darum lehnte er sich auf gegen jeden Versuch, einem oder dem andern die Alleinherrschaft zuzuweisen. Auch mit dem Kanzler v. Wegnern, der beiden Männern, die hier in Streit gerathen waren, bis an sein Ende seltenes und ausgezeichnetes Wohlwollen bewahrt hat, kam er darüber in einen merkwürdigen Briefwechsel, in dem er unter andern gestand: „Aber doch schmerzt es mich, jetzt bekennen zu müssen, daß von einer Schärfe, die bei lebendiger Theilnahme sich unwillkürlich in meine Darstellung mischt, selbst nach wiederholter Feilung und Milderung in meine neueste Schrift mehr übergegangen ist, als ich jetzt mit der dem Gegner, und einem Gegner, der mir werth ist, schuldigen Schonung selbst ganz vereinbar finde." — Zwischen beiden Schriften erschien noch im Jahre 1828 von ihm: „Beitrag zu den Versuchen neuerer Zeit, den Katholizismus zu idealisiren, in einem Schreiben an den katholischen Herausgeber der neuen katholisch-protestantischen Kirchenzeitung. 2. Kor. 3, 15 — 17." Gewidmet ist dieses Schreiben dem Staatsminister Grafen Ch. E. v. Benzel-Sternau in Bezug auf seinen Uebertritt zur evangelischen Kirche. Er selber sagt von diesen Blättern, daß man darin bei allem schneidenden Ernst, ohne welchen bei so verhärteten Fehlern die Selbsterkenntniß nie geweckt werden kann, doch einen Sinn wahrnehmen möge, gebildet vom Geist der unsichtbaren Kirche, und durchdrungen von wahrer Liebe Christi. Nach derselben Richtung hin, nämlich auf Vertheidigung der protestantischen Kirche geht seine Dissert. de intercessione apud Deum vera atque unica, deren sect. I. als Weihnachtsprogramm 1824, sect. II. als Osterprogramm 1826, sect. III. auch als Osterpro-

gramm 1828 erschien. In dem zuletzt genannten Jahre faßte er, getrieben von dem schmerzlichen Gefühle der Ueberladung und von dem viel schmerzlicheren Leiden, keiner seiner Verpflichtungen recht genügen zu können ohne Vernachlässigung der übrigen, den Gedanken auf, an Röckners Stelle nach Marienwerder zu gehen. Nicolovius sagte ihm, daß der Vorschlag von der Regierung daselbst ausgehen müsse, und Flottwell schrieb, das Collegium habe sogleich beschlossen, ihn ohne seine förmliche Bewerbung unter den vielen Bewerbern als einen der drei vorzugsweise zu berücksichtigenden Geistlichen dem Ministerium zu bezeichnen; ihm selber würde es persönlich eine hohe Freude verursachen, in der Erfüllung seines Wunsches zugleich die des eignen zu finden. Um dieselbe Zeit erging an ihn durch Bauer von Leipzig die Anfrage, ob er an Tzschirners Stelle als Professor und Superintendent dorthin kommen wolle. Jene Verhandlungen blieben ohne Folgen; diese Aufforderung lehnte er aber sofort und entschieden ab. Dagegen bat er um längeren Urlaub für den Sommer 1829 und um Reiseunterstützung. Beides wurde ihm mit zuvorkommender Bereitwilligkeit gewährt, und er sah in Begleitung seiner Gattin und vierten Tochter Agnes auf dieser Reise zu erstenmale das Rheinland, namentlich das unvergleichliche Heidelberg.

Schwerer als zu Hahn wurde ihm das collegialische Verhältniß zu Olshausen, den man im Philagathos unter dem Bilde des Paläokritos wiedererkennen wollte, welcher mit folgenden Zügen gezeichnet ist: „Ein mit dem ganzen Vorrath theologischer Sachkenntniß vertrauter, noch junger Mann ruhigen und bescheidenen Wesens, doch mit unnachgiebiger Festigkeit von den Vorzügen des lutherisch-symbolischen Systems in seiner ursprünglichen Strenge überzeugt und alles Ernstes bemüht, es mit dem Aufwand aller durch die Zeit gebrachten Hilfsmittel aus den Urkunden aller christlichen Jahrhunderte in voller Ausdehnung wiederherzustellen." Diesem hatte er mit „freundlichen Zeilen" seine Schutzrede für das auf Vernunft gegründete Christenthum zugesendet, worauf Olshausen ihm antwortete: „Die Art, wie Sie in Ihrer Schrift das Wesen des Rationalismus darstellen und entwickeln, ist meinem innersten religiösen Leben und Denken so wenig entgegen, daß ich mich mit einer solchen Auffassung sehr wohl befreunden kann. Ich bin

zwar der Meinung, daß für eine solche Erfassung des christlichen Elementes der Name des Rationalismus nicht passend ist und sich auch nach der historischen Entwickelung von Rat. und Supernat. nicht auf dieselbe bezieht — der Rat. wäre dann so alt als die Kirche, und als allseitige Aufnahme des Christlichen ins Leben und Denken stets in derselben — allein es ist das etwas rein Historisches und hier von geringerer Bedeutung. Ohnerachtet dieser Verwandtschaft, die ich unter Ihren und meinen Ansichten entdecke, entgeht mir freilich auch nicht die sehr wesentliche Differenz unserer Stellungen, die mich vermuthen läßt, daß die Aehnlichkeit gewisser wissenschaftlicher Resultate auf ganz verschiedenem Wege gewonnen sein mag." — Ebenso sendete er ihm eine andere in diesem Jahre erschienene Schrift: „Der Tag des Gerichts und der ewigen Versöhnung. Eine christliche Dichtung, 1829." Olshausen erwiederte ihm darauf: „Sie verstehen so meisterhaft die Kunst, die schroffsten Gegensätze zu versöhnen, daß jeder Versuch, sie als solche geltend zu machen, einem unter den Händen entgleitet. Das erkenne ich nicht nur in dem Gedichte, welches Sie mir gütigst überschickten, ich finde es auch verwirklicht in dem Briefe, der Ihr mir sehr werthes Geschenk begleitete. Derselbe spricht sich in einer Weise aus, wie ich es nicht hätte erwarten sollen, da ich gestern von Ihrer Hand las, daß dasjenige ein unwissenschaftliches Gerede sei, was mir erbaulich geklungen hatte. Gern bekenne ich aber, daß die Zeilen, die ich heute las, mich entwaffnet haben, und ich aufs Neue die Kunst bewundern lernte, mit der Sie die collegialische Stellung wiederzugewinnen wissen, wenn sie gefährdet zu sein schien." Diese Kunst war aber in der That nichts Anderes, als der schnell erwachende Trieb seines Herzens, alsbald wieder gut zu machen, was etwa in Folge zu lebhaften Eifers, wenn gleich ohne Absicht, Jemand verletzt haben konnte. Das angeführte Gedicht hatte er zuerst bei dem Kanzler v. Wegnern in einer zahlreichen Männergesellschaft aus der Handschrift vorgelesen und von dem gütigen Wirthe, wie von den übrigen Gästen einstimmigen Beifall geerntet. Außer dem Inhalte und der Darstellung lobten sie auch, daß die Handschrift fast gar keine Spuren der Nachbesserung zeigte; und als er versicherte, daß es keine Abschrift sei, sondern die ursprüngliche Arbeit, in wenig Tagen so ausgeführt, erbat

sich Professor v. Bär dieselbe als eine psychologische Merkwürdigkeit zu eignem Besitz. Bei weiten nicht solche Zufriedenheit erwarb sich das Gedicht nach der Veröffentlichung anderwärts. Ungeachtet des Vorbildes im Eingange zu dem Buche Hiob erregte schon die Form des Gespräches Anstoß, und der hochselige König soll gesagt haben, es sei eine Comödie. Wolfgang Menzel tadelte nach eben diesem Vorbilde, daß Satan keinen Platz darin gefunden habe. Das größte Bedenken erregte jedoch wohl, daß die Wiederbringung Aller (Apokatastasis), welche in der heiligen Schrift neben den ewigen Höllenstrafen gelehrt, aber von der Kirche beharrlich verworfen wird, der ganzen Darstellung in dem Gedichte zu Grunde liegt. Der damals wieder auflebende kirchliche Sinn hielt noch Bengels Meinung fest: „Wer von der Wiederbringung Aller Einsicht hat und sagt es aus, der plaudert Gott aus der Schule." Man konnte sich noch nicht, wie später Martensen, entschließen einzuräumen, daß dieser Widerspruch als ein Kreuz für christliches Denken stehen bleibe und auf dem Standpunkte der streitenden Kirche nicht weggenommen werden solle noch dürfe; und daß folglich ebensowohl die eine Ansicht auf ihre eigene Ausführung, als die andere auf deren Bekämpfung ein Recht besitze. Wie wenig auch der Verfasser dieses Gedichtes sich dem bezeichneten Widerspruche innerlich entziehen konnte und wollte, zeigen die sechs Jahre später geschriebenen Worte: „Es ist genug zu wissen, daß Jeder, der sich dem Guten zukehrt, Gutes, Jeder, der sich davon abkehrt, Böses jetzt und ewig empfangen wird." Verwandten Anlaß hatte sein Osterprogramm 1830: Dissertat. de accommodatione legitima a Jesu, cum diaboli mentionem faciebat, usurpata, sect. I. Sie enthielt eine Antwort auf Menzels Tadel, wurde aber zu seinem Leidwesen von Olshausen als ein offener persönlicher Angriff genommen und auf ein kurz vorher geführtes lebhaftes Gespräch bezogen. Als er dies erfuhr, schrieb er sogleich an den Collegen und gab ihm die gemessenste Erklärung, daß seiner Absicht nach auch nicht die mindeste Beziehung auf Olshausens Person in dem Programm liege. Allein dieser antwortete darauf sehr empfindlich, und jener setzte die begonnene Untersuchung in noch zwei Festprogrammen fort: Zu Ostern 1834 sect. II. qua ostenditur, doctrinam de diabolo,

aptissimam Theologiae V. T. penitus abhorrere a Theologia Christiana; und zu Weihnachten 1855 conclusio, ubi Scriptura concedente et ratione dictante demonstratur, doctrinam communem de diabolo abhorrere a Theologia Christiana. Es konnte wohl nur daher rühren, daß man frühere Aussprüche von ihm übersah, wenn man darin eine Bekämpfung der Teufelslehre überhaupt und nicht blos der gemeinen Lehre vom Teufel zu finden meinte. In Betreff Olshausens, der im September 1834 Königsberg verlassen hatte, kann ich aber bezeugen, daß beide Männer auch in der Folge, wo es darauf ankam, sich niemals gegenseitige Achtung und Anerkennung versagt haben, was namentlich der Ueberlebende von dem Frühverstorbenen gelegentlich mit Anführung einzelner Beispiele zu rühmen pflegte. Daß er ungeachtet der gerade damals nach seinem Sinne geltend gemachten evangelischen und akademischen Lehrfreiheit der wiederholt hervorgehobenen Grundansicht treu blieb, zeigt ein Brief aus jener Zeit an Schuderoff, welchem er schrieb: „In Ihrem Journal, wie in Ihrer ganzen theologischen Thätigkeit, herrscht die streng rationale Ansicht vor, welche ich zwar für die eine Seite der Untersuchung unentbehrlich, aber für die totale Auffassung nicht genügend halte. Obschon wir keinesweges so weit sind, mit Sicherheit den Aberglauben für überwunden anzusehen und uns dem Offenbarungsglauben mit einer gewissen Freudigkeit hingeben zu können, so hat doch derselbe seinen eigenthümlichen, unentbehrlichen Charakter, und so wie ich ihn persönlich nie habe entbehren können, so hat sich mein ganzes Studium zwischen der tieferen Auffassung der inneren Vernunft- und Offenbarungswelt getheilt."

Im Herbste 1830 gedachte er seine für einige Zeit aufgegebenen praktisch homiletischen Uebungen zu erneuern, von denen er sagt: „Ich hatte dazu stets nur erlesene Jünger genommen, vier Stunden wöchentlich kräftig mit ihnen gearbeitet, ohne allen Lohn und alle Ehre, als unsre Freude am Werk." Da machte der kürzlich angestellte Professor Gebser den Antrag bei dem Ministerium, ihm ein homiletisches Seminar nach seinem mit vorgelegten Plane zu übertragen, und äußerte gegen seinen älteren Collegen die Meinung: Dieser und Dinter sollten seinem Seminar theoretisch vorarbeiten,

in welchem er dann dem Ganzen die Krone aufsetzen würde. Das veranlaßte ihn, sein darauf bezügliches schon zehn Jahre früher an das Ministerium gerichtetes, dann wieder zurückgezogenes Gesuch zu erneuern, auf welches dasselbe nunmehr auch bereitwillig einging.

Das voranstehend Mitgetheilte dürfte im Wesentlichen hinreichen, um sein Streben, seine Erlebnisse und seine Stellung zu Vorgesetzten, Lehrenden und Lernenden an der Universität und zugleich seine eng damit verknüpften schriftstellerischen Arbeiten während dieser Zeit nach den hier gebotenen Grenzen im Umrisse darzustellen. Nur Eins werden Solche, die ihn gekannt haben, dabei vermissen: Die Bezugnahme auf den Haupterfolg seiner Thätigkeit als akademischer Lehrer durch die fast ununterbrochenen Vorträge über christliche Sittenlehre, denen er bis zuletzt angestrengten Fleiß und die volle Kraft seines Geistes zugewendet hat. Daß seine Wirksamkeit besonders auch in diesen Vorträgen nicht unbedeutend gewesen sei, wird Niemand bezweifeln, der sich an die aus seinen Predigten allgemein bekannte, seltene Gewandtheit in mündlicher Darstellung und an seine ernste, selbst strenge, aber liebenswürdige Persönlichkeit erinnert. In dieser Beziehung mag folgendes Selbstzeugniß von ihm hier stehen: „Eine Wiedergeburt ohne Geist, ein Geist ohne Wahrheit, d. h. Widergeburt und Geist ohne Gedanken, Erkenntniß, gründliche, absolut klare und erleuchtende, himmlische Erkenntniß, welch' ein wunderlicher Traum! Und doch

ohne Sonnen leuchten die Monde nicht,
und ohne Urbild träumen die Seelen nicht. —

Aber der Lehrer soll Grund haben. — Wo soll er den Standpunkt finden, als da, wo ihn der Herr selbst und seine Apostel anweisen, im Herzen? Aber nicht in dem höllenfürchtigen und himmelsüchtigen, wohl auch an tausenderlei Menschenfurcht und Menschenliebe die Religion bindenden Herzen, sondern in der als eigen erkannten Grundform seines geistlebendigen Sinns, in der Erkenntniß sittlicher Natur, des göttlichen Gepräges. So gilt mir die christliche Sittenlehre, so habe ich sie gegeben, im theoretischen Theil als Erläuterung des christlichen Sinns (Glaubens) aus sittlicher Natur, im praktischen als Begriff des wirklichen Lebens in diesem Sinne. So ist mein Wunsch in meinen Vor-

lesungen stets gewesen und ist auch hier in diesem Buche jungen Theologen am Schlusse der akademischen Laufbahn, wo sie Moral und Homiletik als Verlebendigung ihrer Studien einnehmen sollen, nicht einen neuen und letzten Apparat gelehrter Antiquitäten und Raritäten, sondern eine Geisteskraft zu geben, die gleich fern von frömmelnder Asthenie und denklustiger Hypersthenie sie wirklich der innerlich aufkeimenden Seelenrichtung nach zu christlichen Geistlichen (1. Cor. 2, 12 ꝛc.) mache. Daß dies möglich sei und zwar ohne philosophischen Tiefsinn blos durch ein der Wahrheit treu und lebendig geöffnetes Gemüth, daß die hier gegebene Ansicht sowohl bei mündlicher Erläuterung als späterhin bei fortgesetzter Prüfung eine feste Grundlage und Amtskraft und Freudigkeit zu gewähren vermöge: das ist mir in vielen Beispielen befreundeter Schüler erwiesen, und ich danke Gott dafür, daß er mein treues und unermüdetes, vielfach verkanntes und verleumdetes Streben nach christlicher Erkenntniß so innerlich und würdig belohnt und mir in dem, was ich Andern zn sein vermochte, selbst Kraft und Muth gestählt hat." (Vorwort zum Abriß der christlichen Sittenlehre I.)

Was er darin der Sache nach geleistet, liegt in zwei Werken vor, denen er durch vieljährige Arbeit die höchste ihm mögliche Vollendung zu geben bemüht war, weshalb sie den genügendsten Maaßstab für ihn als christlichen Denker und Theologen darbieten: „Religion und Christenthum in sittlicher Beziehung. Erste Abtheilung. Entwickelung der religiösen und christlichen Idee aus der Natur der Seele. Ich in ihnen, und Du in mir. Joh. 17, 23. (Zweiter Titel:) Christliche Sittenlehre. Erster, theoretischer Theil. Erste Abtheilung. 1833." — „Wissenschaftlicher Abriß der Christlichen Sittenlehre nach Johanneisch-apostolischen Prinzipien I. 1835. II. 1837." — In dem Vorworte zum ersten Theile des Abrisses ist das Verhältniß beider Schriften zu einander auf folgende Weise angegeben: „Für die, welche sich für mein größeres Werk interessiren, kann gegenwärtiges als ein ausführlicher Index dessen gelten, was in jenem abgehandelt werden soll, wenn Zeit und Kraft mir zu Gebote stehen." Dies war leider nicht der Fall, und deshalb liegt uns in dem einen Bande des größeren Werkes nur

der Anfang vor: Die psychologische Entwickelung des sittlichen Gedankens bis zur christlich-religiösen Idee. Unausgeführt ist aber geblieben: Dieselbe Entwickelung im Gange der Wissenschaft geschichtlich verfolgt, und die Erläuterung der einzelnen sittlichen Begriffe in systematischer Folge. Der Abriß behandelt den ganzen Inhalt des größeren Werkes, so weit es vollendet ist, und die Entwickelung des sittlich-religiösen Begriffs zur Wissenschaft als Einleitung. Darauf folgt zuerst die Theorie der christlichen Sittenlehre: Die Hauptbegriffe an sich und der sittliche Zustand; sodann die Anwendung der christlicheu Sittenlehre, oder die Pflichtenlehre. Ueber den Standpunkt beider Schriften und ihres Verfassers überhaupt erklärt er sich entschieden in dem schon angeführten Vorworte des Abrisses I.: „Was den Zusatz auf dem Titel — nach Johanneisch-apostolischen Grundsätzen -- anbetrifft, so will ich zunächst damit sagen, daß ich der modernen lutherisch-calvinisch-augustinisch-paulinischen Reaktionsparthei nie angehören kann, obschon ich die Kirche und deren unentbehrliche symbolische Haltung und Disciplin sehr hoch achte. Mir ist unbegreiflich, wie man eine religiöse Denkzerstörung, wozu doch die negativ-rationalistische Wendung gehört, durch ästhetische Verbrämung und Popularisirung der als denkwidrig befundenen altscholastischen Form, nicht vielmehr durch freieres und höheres Denken wiederherstellen will. Positiv nun finde ich für mein eigenes christlich-restaurirendes Denken den Lichtpunkt, der über die — buchstäblich hart genommene und darum mißverstandene und dialektisch-unhaltbare — Paulinische Methodik hinausgeht, und dadurch sie selbst in ihr eigentliches Licht setzt, in der einfältigen und undialektischen aber erhabenen Theorie des Johannes. Für die persönliche Bekehrung, also für die kirchliche Praxis diente und dient die Christuslehre des Paulus vorzugsweise, selbst in mißverständlicher Dogmatisirung; für die persönliche Erleuchtung und Feststellung, also für die eigentliche Theologie, die Logoslehre des Johannes; beide predigen dieselbe Wahrheit und mit gleicher Kraft, nur Paulus accomodativ, Johannes intuitiv." Daraus erläutert sich wohl ein Ausspruch in dem Sendschreiben an Hahn: „In der Stunde der Erbauung sind wir Alle Supernaturalisten; im Streit-

saal und auf dem Lehrstuhl können wir ohne eigene Wundergabe uns nur auf den Rationalismus (natürlich nicht den des gemeinen Menschenverstandes) stützen." — Manche seiner Schüler, die ihr Beruf zu Erbauung von Gemeinden, nicht in den Streitsaal und auf den Lehrstuhl geführt hat, sind dessen vielleicht zu wenig eingedenk geblieben. Auch darüber dürfte uns die oben mitgetheilte Erklärung Aufschluß bieten, weshalb die kritischen Journale jener Zeit mit Ausnahme des Rheinwald'schen Repertoriums seiner Schrift einstimmig und beharrlich ihre Aufmerksamkeit versagt haben, was ihm nach einer Aeußerung in dem Vorworte zur zweiten Hälfte des Abrisses weh that. Dagegen fehlte es ihm nicht an freundlichen und erfreuenden Anerkennungen von andern Seiten her. Ueber das größere Werk, welches dem Minister v. Altenstein gewidmet ist, sagt er selber in der Vorrede: „Es wird Manchen zu viel, Andern zu wenig Philosophie darin sein. Der Vortrag wird Manchen zu oratorisch, Andern wenigstens stellenweise zu abstrakt sein. Ich kann dazu nichts sagen, als daß es mir um kein literarisches Verdienst zu thun gewesen ist, und daß ich die Frucht fünfzehnjähriger angestrengter Arbeit und der lebendigsten Herzenstheilnahme gebe. Mich hat die innerliche Klarheit des Sinnes, den ich hier zu analysiren versuche, Gott in Christo auf das Festeste vertrauen und an das Heil der Menschheit selbst im tiefsten Dunkel glauben gelehrt. Bloße Theorie darf Niemand bei mir suchen; ich habe sie selbst nur gesucht, um der innerlich lebendigen Wahrheit mir hinreichend bewußt zu werden. Mein Ziel ist erreicht, wenn ich Andern, die es bedürfen, den Weg gleicher Befriedigung anzudeuten vermocht habe." In diesen Worten bezeichnet er auf das Treffendste seine Eigenthümlichkeit und die seines Buches, das ein treuer Abdruck seines Wesens auf der höchsten Stufe seiner irdischen Entwickelung ist. Die großen Vorzüge und die unleugbaren Mängel aller seiner besonders auch schriftstellerischen Leistungen finden ihren Grund darin, daß ihnen sein eigenthümliches Wesen, gleichsam der ganze Mensch nach Anlage und Ausbildung ungewöhnlich stark aufgeprägt ist. Wie in vielen der früher angeführten Aeußerungen, giebt sich auch hier kund, daß er in dem dargestellten Gegenstande seine höchste Lebensaufgabe, seinen in der Jugend schon ahn-

bend gesuchten, dann mit voller Deutlichkeit erkannten Beruf gefunden und sich der Erforschung dieses Gegenstandes mit seinem ganzen Gemüthe hingegeben hat. Geistesnaturforscher, Zuschauer hat er sich selber genannt. Als solcher hat er mit scharfem, empfänglichem Beobachtungssinne das Seelenwesen des Menschen im Lichte der christlichen Offenbarung zu ergründen gestrebt, wie es im Einzelnen vom Kindes- bis zum Greisenalter, und wie es im ganzen Menschengeschlechte, vorzüglich in dessen Versuchen zur Verständigung über sich selbst und sein Ziel ihm entgegentritt. Dabei ist er nicht etwa nur dem Spiele seines allerdings ungemein beweglichen Geistes gefolgt, vielmehr hat ihn der Eifer beseelt, Alles, was er geschaut, möglichst vollständig und genau darzustellen, in eine solche Ordnung einzureihen und unter einer solchen Beleuchtung des höchsten von ihm aufgefaßten Begriffs erscheinen zu lassen, daß jeder irgend Befähigte zu gleicher Einsicht in den inneren Zusammenhang, d. h. nach seinem Sinne, in die Wahrheit erhoben würde. Eine Folge davon ist der übergroße Reichthum von Anschauungen und Gedanken, selbst bis zur Erschwerung des Verständnisses für geübte Denker, auch wohl der verhältnißmäßig geringe Kreis von Solchen, die gründlich auf seine Entwickelungen eingegangen sind, und die oft verkehrte Beurtheilung, welche er erfahren hat. So empfindlich er hiegegen war, hat er sich doch niemals hemmen lassen in Verfolgung des Zieles, welches Christus aufstellt mit den Worten: „So ihr bleiben werdet an meiner Rede, so seid ihr meine rechte Jünger, und werdet die Wahrheit erkennen, und die Wahrheit wird euch frei machen." Innig war er durchdrungen von der Ueberzeugung, daß Lauterkeit und Frömmigkeit des Herzens dazu unentbehrlich, und daß diese nur durch eine Umänderung der Grundansicht des natürlichen Menschen (Wiedergeburt) und durch die Kraft des Glaubens im allmäligen Wachsthum (Heiligung) zu erlangen sei. Wiederholt hat er mir erzählt, daß er auf seinem Arbeitszimmer nach langem, angestrengtem Forschen, wenn ihm der innere Zusammenhang göttlicher Heilswahrheit mit neuer, unaussprechlicher Lichtfülle vor die Seele getreten war, auf seine Kniee gesunken sei und das überströmende Herz im demüthigen Gebete vor seinem Heiland ausgeschüttet habe. Und was er so ge-

sucht und gefunden, das strebt er mit priesterlicher Treue und Weihe wiederzugeben. Schon danach läßt sich ermessen, daß es nicht möglich ist, den Inhalt des größeren Werkes in kurzer Uebersicht genügend darzustellen; besonders deshalb, weil die Behandlung desselben mindestens eben so wichtig ist, als das Ergebniß. Wer ihn genau kennen lernen will, muß es ganz und mit ungetheilter Aufmerksamkeit lesen. Seine Ueberzeugung, wie er das auch ausdrücklich anführt, ist im Wesentlichen dieselbe geblieben, welche schon in der Schrift über Supernaturalismus und Rationalismus und über die Frage, ob Jesus ein jüdischer Landrabbiner oder der Sohn Gottes gewesen sei, hervortritt. Aber sie ist einerseits mit einer Beherrschung des Stoffes ausgeführt, die aus bekannten Ursachen den älteren Schriften vielfach abging, und mit einer Vollendung der Form dargestellt, die in wissenschaftlichen Werken überhaupt, vornehmlich aus früherer Zeit, selten gefunden wird. Andrerseits ist sie zu einer innern Reife gediehen, die sich besonders in der Entschiedenheit kund giebt, mit welcher der Werth und die Tiefe der kirchlichen Grundlehren erkannt und hervorgehoben wird. So enthält das größere Werk einen Versuch, die Lehre von der heiligen Dreieinigkeit auf dem sittlichen Standpunkte zu begreifen und folglich den Glauben an sie als Gewissenssache zu erhärten; wie er schon zehn Jahre früher bei einer Prüfung diese Lehre den Gipfel und die Krone der Theologie nannte. Dies geschieht keinesweges nach Art der spekulativen Theologen aus der Hegel'schen Schule, indem philosophische Sätze mit christlich dogmatischem Gewande bekleidet werden. Aber das hat er mit ihnen gemein, daß er fest bei der Ansicht beharrt, dem Menschen als solchem sei die Fähigkeit der Gotteserkenntniß und Gottesgemeinschaft angeboren, und darin sei ihm auch ein Maaßstab gegeben zu Beurtheilung alles Dessen, was sich ihm als göttliche Offenbarung darbietet, recht im Gegensatze zu Lessing's Nathan dem Weisen und keinesweges im Sinne des populären Rationalismus und seiner Ausläufer. Deshalb sagt er im Abriß: „Wahr ist, was ist, wie ich bin." Der alte Satz des Protagoras: „Der Mensch ist das Maaß aller Dinge." Als Erläuterung dazu dient folgende Stelle aus einem gleichzeitigen Briefe an Nicolovius: „Bei Herausgabe

meiner Sittenlehre sprachen Sie gegen mich, so schien es mir wenigstens, den leisen Vorwurf aus, ich wolle keine Ueberlieferung der Wahrheit. Wenn Sie damit meinten, ich wolle Alles aus mir selbst nehmen, so thaten Sie mir gewiß Unrecht; Niemand kann tiefer fühlen, daß die ganze Wirklichkeit Ueberlieferung ist. Allerdings aber kann sie für mich nur Wahrheit werden, indem sie meinem eignen innern Wesen sich entsprechend zeigt; und soll ich sie als Wahrheit behaupten, lehren, vorschreiben, so muß sie in meinem eignen Wesen so vorgetreten sein, daß diese Wahrheit auf mein eignes, inneres Wesen sich eben so deutlich, ja noch deutlicher, als auf die Ueberlieferung an sich genommen stützt." Auch ihm, wie Anderen seiner Zeit mag begegnet sein, daß er, von der Höhe christlicher Erkenntniß herabschauend und von der Erfahrung christlichen Lebens ausgehend, bei dem Versuche, aus der menschlichen Vernunft ohne Offenbarung den Weg zu der Erkenntniß des Heils in der christlichen Offenbarung zu zeigen, mehr in das menschliche Vermögen gelegt hat, als ihm eigen ist; aber niemals hat er sich zu jener Selbstgenügsamkeit verirrt, die uns bei dem abstrakt-negativen wie bei dem spekulativen Rationalismus begegnet. In dem Abriß zeigt sich das noch deutlicher, als in dem größeren Werke; schon deshalb, weil in jenem die sittlichen Hauptbegriffe und der sittliche Zustand des Menschen behandelt sind, bis zu welchen dieses noch nicht vorgeschritten ist. Nach den Grenzen der Wissenschaft, die er in beiden Werken darstellt, können nicht alle dogmatischen Hauptlehren darin vorkommen; wer aber mit dem organischen Zusammenhange derselben unter einander bekannt ist, wird leicht von folgenden Anführungen den Schluß ziehen können auf die christliche Gesammtüberzeugung, welche ihn am Ende seiner langen theologischen Laufbahn beseelt: „Eine absolute Erlösungsmöglichkeit bietet das Christenthum denen, die an Christum glauben. Es ist vergebens, das zu leugnen, wie der (unreife) moralische Rationalismus im Gedränge zwischen Kirchenlehre und Mangel an eigner Einsicht versucht hat. — Es muß gesagt werden, daß aller menschliche Ekel, aller Zorn, wie ihn der sittlich gebildete Sinn bei sündlichen Zuständen fühlen kann, bei dem Seelenarzte keinen Unterschied macht, daß Christus Vergebung ohne alle Klausel

und Ausnahme darbietet, und daß eben dies das Eigenthümliche und Vorzügliche des Christenthums ist. — Mit dieser absoluten Vergebung, die den ganzen Menschen, nicht blos einige oder viele Verirrungen, Sünden und Laster umfaßt, ist eine durchgreifende Kritik der Sünde, ein innerliches Gericht (contritio) verbunden, welches endlich dem (gemeinen) menschlichen Bewußtsein nichts übrig läßt, als Sünde. — Es ist der Gedanke des göttlichen Reichs, des Vaters im Sohne, des ursprünglichen, himmlischen, dem Willen Gottes entsprechenden Menschen, worin Christus jedem Menschen den Spiegel seines sündlichen Wesens, nicht seiner Sünden, vorhält, um dieses Wesen, nicht einzelne Sünden oder einen Grad derselben, dem Glaubenden vergebend wegzunehmen (justificatio forensis) durch Wiedergeburt, himmlische Menschwerdung, Erneuerung des heiligen Geistes. — Nicht wollen wir die christliche Lehre von der Sündhaftigkeit (peccatum habituale) aufheben, sondern feststellen. — Alle Menschen sind Sünder, der erste bis zum letzten; das ist die Geschichte. In allen Menschen kann und soll die Sünde weggenommen werden; das ist die Verheißung. Das Gesetz, der sittliche Begriff, ist in seinem Grunde der erläuternde Begriff beider Gegensätze. Das Ganze ist der Sinn des Evangeliums. — Das wunderbare und tiefsinnige Verhältniß, welches zwischen der momentanen, sinnlich-persönlichen und der ewigen, ursprünglichen, gottpersönlichen Zurechnung, oder zwischen der Idee des Guten und ihrer Realisation im Menschenleben stattfindet, ist es, welches im Christenthume allein gelöset, und dessen Lösung als der eigentliche Zweck und Begriff des Christenthums, erscheint. Auf der menschlichen Geburt und auf dem Tode des eingebornen Sohnes in der Person Jesu von Nazareth ruht geschichtlich reell das Geheimniß und die Offenbarung solcher Lösung." —

Diese Sätze sind denn doch wohl bestimmt und unumwunden genug, so daß bei ihnen an eine modern-spiritualistische, idealistische oder pantheistische Deutung nicht zu denken ist. Sie zeigen die Höhe, bis zu welcher seine von Anbeginn als kirchlich erkennbare Richtung in der Wechselwirkung seines regen inneren Geisteslebens und der äußeren Einflüsse darauf sich erhoben hat. Es liegt in dem Wesen dieser Richtung, daß sie,

einmal aufgenommen, die eigentliche Seele seiner christlichen und wissenschaftlichen Ueberzeugung und mit wachsender Entschiedenheit gleichsam der lebendige Springquell seines öffentlichen Lehrens und Lebens werden mußte, weshalb ein treues Bild von ihm ohne sorgfältige Hervorhebung derselben nicht zu entwerfen war. Zwar würde es ohne Zweifel nicht schwer fallen, aus einzelnen Stellen in seinen Schriften und vielleicht noch vielmehr aus gelegentlichen Aeußerungen in Gesprächen ein ganz entgegengesetztes Bild von ihm zu Stande zu bringen. Allein wäre das etwas Anderes, als ein Zerrbild? Wäre es redlich, wenn man die Züge dazu aus einzelnen in der Hitze des Kampfes oder in der Erregtheit des Augenblicks gesprochenen, zum Theil von ihm bereuten und zurückgenommenen, zum Theil durch seine nachgewiesenen spätern Entwickelungsstufen widerlegten Worten entnehmen wollte? Allerdings hat er den Supernaturalismus, wie ihm derselbe in Tittmann, Harms, Tholuck, Augusti, Hahn, Olshausen, Hengstenberg begegnete, eine längere Zeit hindurch beharrlich angegriffen. Allein abgesehen davon, ob er die Ansichten dieser Theologen, die er Alle persönlich hochachtete, richtig beurtheilt, so muß doch, wenn es auf die Feststellung seiner eignen Richtung ankommt, vornehmlich in Betracht gezogen werden, was er selber mit diesem Namen bezeichnet hat. So spricht er sich in dem Sendschreiben an Hahn hierüber aus: „Wäre Supernaturalismus und Religion oder Christenthum einerlei, so könnte folglich Niemand an die Untersuchung der rein religiösen Vernunft gehen, ohne zunächst von Gott und Christo abzufallen und so die edelste Lebenskraft zu zerstören, indem er nach ihren Wurzeln sucht. Glücklicherweise ist aber der Supernaturalismus nur Sache des Kopfes, nur Theologie, wie schon der Anspruch der Consequenz beweiset, gewöhnlich nur ein bald verlegener, bald arroganter Kryptorationalismus; und das, was geschieht, um sich seiner oft wunderlichen, ja empörenden Consequenz zu entziehen, die Erforschung des inneren wesentlichen Religionsprinzips, kann Religiosität und Christlichkeit nur stärken und veredeln, nicht zerstören." Sein eigenes Beispiel steht mindestens mit seiner Behauptung nicht im Widerspruche. Wenn er deshalb, weil seine geistige Eigenthümlichkeit und sein Bildnngsgang ihn zu

emsiger Untersuchung dieses inneren wesentlichen Religionsprinzipes antrieb, sein Verfahren ein rationales nannte und als solches gegen Angriffe mit aller ihm zu Gebote stehenden Schärfe vertheidigte, so darf man ihn am Allerwenigsten den abstrakt-negativen Rationalisten seiner Zeit beizählen, was er selbst einmal als Verleumdung abgewiesen hat. Im Jahre 1833 schrieb er darüber dem Minister: „Der damals (1817) zuerst mit Heftigkeit ausbrechende Streit gegen den Rationalismus zog mich so mächtig an, daß ich sowohl in einer größeren Schrift (Supernaturalismus und Rationalismus) gegen Tittmann, als in einer Flugschrift (Glossa perpetua) gegen die Harms'schen Thesen auftrat. Nie habe ich mich des Evangeliums geschämt, vielmehr zu allen Zeiten es mit warmer Theilnahme gepredigt; eben so wenig jemals den einseitigen Rationalismus vertheidigt; nur die Feindseligkeit, womit der Angriff erfolgte, mochte ich nicht dulden, wie ich ihr auch später stets entgegengetreten bin." Hiemit deutet er auf die theologische Richtung, die er in seinem Abriß als Reaktion mit eigenthümlicher Färbung bezeichnet. Aber auch daraus kann nach den gegebenen Mittheilungen kein Mißverständniß mehr entstehen, da nicht unbeachtet bleiben darf, daß er zugleich als seine positive Aufgabe ein christlich-restaurirendes Denken hinstellt, und bis zu welcher inneren aufrichtigen Uebereinstimmung mit den wesentlichsten, vom Rationalismus geleugneten und umgedeuteten Kirchenlehren ihn dieses Denken nach den kurz zuvor aus dem Abriß angeführten Sätzen geleitet hat. Bevor man sich für seinen echten Schüler ausgiebt, möge man doch zunächst die Warnungstafel beachten, welche er selber in seinem größeren Werke aufgestellt hat: „Es ist ein großer Unterschied zwischen dem Erfinder eines rationellen Prinzips — und denen, welche es auffassen und zu dem ihrigen zu machen streben. Jener trägt in den gewonnenen Begriff die ganze lebendige Fülle der Denkthätigkeit, wodurch er ihn gewann, und zugleich der abstrahirend zur Seite geschobenen reellen Beziehungen implicite über und hat also für jenen Begriff in seinem Denken Inhalt und Sinn in voller Kraft der Wahrheit, nicht insofern er denkt, sondern insofern er der Denkende ist. Der lernende Schüler aber — erhält nur den Schatten-

riß, nur den mageren Begriff und die dürre Consequenz und — ergreift mit voreiliger Begeisterung den halbverstandenen Sinn, um ihn in eigenen Unsinn zu verwandeln." Wer in ihm ein Vorbild finden will, dessen er nach vielen Beziehungen nicht unwerth ist, der mag sich nicht einzelne seiner Aeußerungen, nicht einmal den Standpunkt aneignen, welchen er als Mann seiner Zeit eingenommen hat, sondern vielmehr die gewiß merkwürdige und lehrreiche Entwickelungsbahn während fast fünf Jahrzehnten in das Auge fassen, welche er von Kant's Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft und Henke's Lineamenta institut. fidei christ. historico - critic. — seiner ersten theologischen Nahrung — bis zu seiner letzten wissenschaftlichen Leistung in dem Abriß der christlichen Sittenlehre durchlaufen hat; immer erfüllt mit jener Demuth, die der heilige Paulus ausspricht in den Worten: „Nicht daß ich es schon ergriffen habe oder schon vollkommen sei; ich jage ihm aber nach, ob ich es auch ergreifen möchte, nachdem ich von Christo Jesu ergriffen bin" — und zugleich gehoben von der Zuversicht: „Wir sehen jetzt durch einen Spiegel in einem dunklen Wort; dann aber von Angesicht zu Angesicht. Jetzt erkenne ich es stückweise; dann aber werde ich es erkennen, wie ich erkannt bin."*)

Ein Rückblick auf seine Bestrebungen und Leistungen im Predigtamte könnte viel Anziehendes darbieten, weil der Fall jetzt, wenn ja, doch nur selten vorkommt, daß die innere Ueberzeugung eines Geistlichen einen so schwierigen Prozeß zu bestehen hat, und daß zugleich die Hauptentwickelungsstufen desselben in so bedeutenden Schriften dem öffentlichen Urtheile vorliegen. Aber es bleibt uns noch ein Feld übrig, auf dem er Anlaß und Raum fand, seine theologische Bildung, praktische Erfahrung und kirchliche Richtung in der Anwendung zu bewähren: als Mitglied des Konsistoriums und der Regierung zu Königsberg. Mit welcher Ansicht von der Konsistorialverfassung überhaupt er 1819 in diese Behörden eintrat, ist schon bei Anführung einzelner von seinen Schriften aus jener Zeit erwähnt. Die damals noch geltende Beschränkuug des Konsisto-

*) Siehe 1. Beilage.

riums auf die engsten Grenzen der sogenannten innern Angelegenheiten nach den Instruktionen von 1817 und 1825 mißbilligte er immer und nannte dasselbe in der Erinnerung an seine früheren Befugnisse gelegentlich wohl ein bloßes Provinzialsekretariat des geistlichen Ministeriums. Obgleich ihm der größte Theil derjenigen Geschäfte, welche nach seiner Ansicht dem Konsistorium zustehen, wie die persönliche Beaufsichtigung der Geistlichen, die Stellenbesetzung, die Neugründung und Veränderung der Parochien, eine längere Zeit hindurch in der Regierung, freilich nur für deren Bezirk, nicht für die Provinz, mitübertragen war, so vermißte er hier doch oft, wie er es nannte, die konsistoriale Behandlung geistlicher Dinge, wozu ihm andere Regierungen vielleicht noch mehr Anlaß gegeben hätten. Gewiß würde ihm daher die 1845 eingeführte Ordnung der Verhältnisse bei weitem besser zugesagt und die vollständige Uebertragung aller Kirchen- und Schulaufsicht an das Konsistorium allein ganz genügt haben. Von großem Einflusse auf seine Wirksamkeit in diesen Behörden war die Vorschule, welche er bei seinem Eintritte in dieselben als Land- und Stadtgeistlicher bereits durchgemacht hatte, und zwar unter solchen Umständen, welche ihm durch eigene schwere Prüfung eine lebendige Theilnahme für die oft drückende Lage der nunmehr untergebenen Amtsbrüder einflößte, dabei aber sein Auge für die dem Stande derselben eigenthümlichen Schwächen und Verirrungen schärfte. Schon sehr früh zeigte sich seine Gabe dafür in der 1803 erschienenen, seinem Freunde Otto v. M(anteuffel) gewidmeten Erzählung: „Bauer Martin der Mörder,“ in welcher drei Geistliche geschildert sind: Reckangel, ein philosophischer Kopf und ungeistlicher Mann; Donnerwort, der nach schweren Jugendversündigungen von daraus folgendem Stumpfsinn durch die mild-christliche Behandlung eines liebenswürdig dargestellten frommen Herrnhuthers geheilt, aber kein neuer Mensch im apostolischen Sinne wird; und Wägemann, in dessen Bilde sich wohl mancher Zug aus seinem eignen, inneren Leben wiederspiegelt. Diese Schilderungen sind heute noch lehrreich. Doch in viel größerer Reife erkennen wir seine eigenthümliche Begabung für eine Amtsthätigkeit als geistlicher Oberer, die er sechszehn Jahre später übernehmen sollte, aus einzel-

nen Stellen seiner um diese Zeit veröffentlichten Schriften, von denen wir nur folgende seinem „Sendschreiben über Erneuerung des Kultus" entnehmen wollen, welche zugleich einen Einblick in den Zustand der protestantischen Geistlichkeit vor mehr als einem Menschenalter gewährt, wenn auch ohne besondere Beziehung auf die ihm damals noch unbekannte Provinz Preußen: „Die Priester der römischen Kirche sind, die Mönche wenigstens, und noch dazu durch ein freiwilliges Gelübde, größtentheils arm, niedrig, unwissend, ungesittet, wie die unsrigen. Aber sie hält der Glanz ihrer Kirche, welche ihre Wurzeln tief in die Erde geschlagen hat, und menschlicher Gewalt in ihrem Totalvermögen so kühn, wie menschlicher Verachtung in ihrer Totalherrschaft, trotzt. Dort verliert der Einzelne sich im Ganzen; bei uns erhält das Ganze nur durch die Einzelnen Werth. Wir können nicht arm und niedrig sein, ohne immer ärmer und der Verachtung würdiger zu werden. O nur Brod, das weder des Mannes Unmuth noch des Vaters Sorge mit Thränen feuchtet, nur eine Stelle in der gesitteten Weltordnung, die es dem rohen Prasser fühlbar macht, daß Wissenschaft und Tugend und ein für das höchste Interesse der Menschheit arbeitendes Leben, wenn auch nicht in den Gesellschaften der Freude, doch in der bürgerlichen Welt höheren Sinnes gleich mit Gold, Geburt und Macht wiegen! und befriedigt und entbunden von herabdrückenden Fesseln wird der Geist eurer Kirchendiener, Protestanten, bald ihr Dasein rechtfertigen, und in neuer heilbringender Wirksamkeit seine Gottesweihe bewähren. Doch zu wichtig ist dieses Amt, daß es dem allmälig aus sich selbst heilenden Einflusse politischer Lebenskraft allein überlassen werden könnte; es fordert auch jetzt insbesondere solche Anstalten, worin tüchtige Wächter für das Heiligthum gebildet werden, und eine Sorgfalt, die sie leitend und schützend durch ihr ganzes Leben nicht verläßt. — Ich wiederhole es, wir haben Christi Geist (Joh. 13,10); und Männer des Geistes müssen alle protestantische Prediger um so mehr sein, da sie im Volke unter den Unwissenden und Sittenlosen die Herrschaft des Geistes Christi, nicht eines nach ihm benannten Götzendienstes, gründen sollen." Es folgt nun eine allerdings haar-

sträubende Schilderung der Gesunkensten unter den Geistlichen, von welchen er vornehmlich die Verachtung des ganzen Standes herleitet; dann fährt er fort: „Doch wenn der Mehrtheil zu fein ist, um in solche Gesellschaft zu passen, gelehrt, anständig im Betragen und anscheinend eifrig für seinen Zweck, so fehlt ihnen doch fast durchaus der alten Kirchendiener freudiger, thätiger, alles Andere vergessender und aufopfernder, muthiger Geist; dieser Geist, der aus der deutlichen Erkenntniß eines erhabenen Zweckes aus der inneren und äußeren Gewißheit, ihn zu erreichen, fließt. Diese muthlose Lauigkeit der Besseren, wie die Nichtswürdigkeit und Untauglichkeit der Schlechteren hat aber lediglich darin ihren Grund, daß es dem ganzen protestantischen Kirchenwesen in Hinsicht anf seine Verwalter an kräftiger Leitung seiner Präparanden und Einheit der wirklichen Arbeiter fehlt. — Die Mängel des Unterrichts und in der Folge der Ausführung, sowie der Aufsicht und Einheit wurden in früheren Zeiten durch den frommen Sinn, durch den Glauben der Lehrer und Gemeinden ersetzt. Die Rede war schlechter aber eifriger, der Zuhörer ungebildeter aber andächtiger, und der Prediger suchte und liebte den Mitprediger als Bruder in Christo mit einer heiligen Liebe.“ — Darauf folgen Vorschläge für Erziehung junger Geistlichen, deren einer nach dem andern im Verlaufe der Zeit, zum Theil unter seiner Mitwirkung, bereits in Ausführung gebracht worden. Er sagt dann: „Zwar habe auch ich zu seiner Zeit das Drückende der Armuth, das Empörende einer den Prediger geringschätzenden vornehmen Brutalität, die Mängel einer planlosen, von Niemand beachteten und geleiteten Vorbereitung und das Schändliche eigennütziger Willkür in Besetzung geistlicher Stellen lebhaft empfunden und vermisse zwar nicht den Umgang, aber doch eine wahrhaft brüderliche, tröstende und stärkende Vereinigung mit den Männern meines Standes. Doch es sind nicht die eigenen Wunden eines Herzens, welches die Ideale seiner persönlichen Wünsche längst zerrinnen sah, es sind die Wunden des geistlichen Standes, es ist das grauenvolle Verderben einer Anstalt, welche der Gärtner der schönsten Früchte des menschlichen Gemüthes sein soll, was ich hier aufdecke. — Der Geist seiner Entstehung ist aus dem Körper

des protestantischen Kirchenthums gewichen, wie die Verbindung aus einem in seinen Fugen überall verwitterten und vermorschten Gebäude; und das schmerzt Jeden, welcher höhere Wahrheit nicht blos zum Zeitvertreib oder für eigenes Bedürfniß in der Spekulation sucht, sondern ihr einen gesegneten Wirkungskreis unter den Menschen bereiten will, und die kirchliche Anstalt, die es that und allein zu thun vermag, verfallen sieht." — Doch dies reicht hin, um zu zeigen, mit welcher Kunde von dem Bedürfniß, mit welchem warmen Herzen für die Sache er in die Behörde eintrat, und wie viel besser er für diesen Theil seines neuen Berufes vorbereitet war als für sein akademisches Lehramt. In die äußeren Formen des Geschäftsganges, so weit ihm das nöthig, fand er sich bald; nicht eben so leicht wollte es ihm Anfangs gelingen, seinen lebhaften Eifer in den Schranken zu halten, welche bei jeder Theilnahme an dem Regimente unerläßlich sind und an sich von ihm auch anerkannt und geachtet wurden. Auf das Dankbarste hat er deshalb immer die Nachsicht und Unterstützung gerühmt, welche ihm mit einer noch zu erwähnenden Ausnahme von seinen unmittelbaren Vorgesetzten zu Theil geworden ist. Unter ihnen sind zwei Königsberger von ungewöhnlicher Auszeichnung und von treuer Anhänglichkeit an ihre Vaterstadt und heimathliche Provinz, deren Güte gegen ihn und Förderung seines Wirkens nachfolgende Zeilen über sie rechtfertigen wird: In den ersten, schwersten fünf Jahren seines Hierseins der Geheime Kriegsrath, Konsistorial- und Regierungsdirektor Dr. Frey, einer von jenen klassischen Jüngern Kant's, denen Wahrheit und Pflicht über Alles ging; ein Mann von umfangreicher und feiner Bildung und von einnehmender Menschenfreundlichkeit; seiner eignen Trefflichkeit und Bescheidenheit wegen immer bereit, das Edle und Ausgezeichnete, wo er es fand, anzuerkennen; der sein geistiges Streben auch im spätesten Alter so wenig abschloß, daß ihn noch in der letzten Krankheit die Lehre von der heiligen Dreieinigkeit beschäftigte, und daß er einmal vom Schlaf erwachend versicherte, er habe eine Abhandlung über dieselbe gelesen, die keinen Zweifel daran übrig lasse. Nach dessen Zurücktritt aus dem Dienste der Geheime und Ober-Regierungsrath Dr. Reusch, dessen Erinne-

rung noch an den untergehenden Stern Kant's hinanreichte, und der seine dienstliche Laufbahn in der Regierung zu jener großen Zeit der innern Neugeburt unseres Vaterlandes nach tiefem Falle unter der Leitung des Vorgenannten begonnen hatte und davon mit Beziehung auf ihn gelegentlich voll bewegter Liebe und Freude sprach; ebenfalls ein Mann von ungemeiner Begabung, Bildung und Eifer für die Hebung des Kirchen- und Schulwesens in dem Bezirk und der Universität, deren Regierungsbevollmächtigter er lange Zeit hindurch gewesen ist. Beide waren seine Beichtsöhne und andächtige Zuhörer seiner Predigten; Beide, obwohl in verschiedenem Maaße, von tiefgreifendem Einfluß auf den Lebensgang seines Sohnes. Unter den geistlichen Kollegen, die er in Konsistorium und Regierung vorfand, waren Borowski und Wald, wenn schon nach jeder andern Hinsicht sehr verschieden, doch darin sich ähnlich, daß sie zufolge ihres langen Kirchendienstes in der Provinz seit fast je fünfzig und dreißig Jahren durch ihre bis ins Einzelnste gehende Kenntniß der kirchlichen Verhältnisse und Personen ein überwiegendes Ansehen besaßen. Dinter beschränkte sich vorzugsweise auf die Angelegenheiten der Schule mit Einschluß der Beziehungen von Pfarrern und Superintendenten auf dieselben, in denen er, wenn auch erst seit kurzer Zeit wirksam, durch seinen nach jeder Seite rücksichtlosen Eifer sehr bald eine gewisse Alleinherrschaft erlangte und behauptete. Woide als reformirter und Hoppe als römisch-katholischer Rath, obschon bedacht auf Wahrung der Rechte ihrer Konfessionen, lebten mit ihrem neu eingetretenen Kollegen der Regel nach im besten Vernehmen.

Hienach konnte in der ersten Zeit seine Theilnahme an der Wirksamkeit dieser Behörden wenig bemerkbar sein. Die Mitwirkung bei den Prüfungen wurde ihm aus Gründen, die sein Bildungsgang bisher wohl erklärt, Anfangs schwer, doch verlor sich das später in Folge seiner akademischen und durch diese mit bestimmten schriftstellerischen Arbeiten. Er mag für die Kandidaten nie bequem gewesen sein; aber gewiß haben sie eben so wenig jemals über Partheilichkeit und Mangel an Wohlwollen oder Nachsicht für die in ihrer Lage so begreifliche Befangenheit zu klagen gehabt, wenn sie sonst nur eine gewisse Tüchtigkeit zeigten. Ein gegenwärtig bereits ver-

storbener Kandidat hatte seine Studienzeit wenig oder gar nicht benutzt und wollte gleichwohl sein Glück bei der Prüfung versuchen, in der Hoffnung, er werde durch sogenannt aufgeklärte oder freisinnige Antworten die Gunst des vermeint rationalistischen Examinators gewinnen. Auf die Frage, wer Jesus gewesen, antwortete er darum: ein liebenswürdiger Schwärmer! und erfuhr nun zu seinem Schrecken, er stehe dem Verfasser der Schrift gegenüber: „Ob Jesus ein jüdischer Landrabbiner oder der Sohn Gottes gewesen sei?" Ein anderer Kandidat reichte ihm eine Prüfungspredigt ein, als deren Verfasser er sehr bald Dräseke erkannte; auf Befragen leugnete der Kandidat, sie von diesem abgeschrieben zu haben, und als ihm das gedruckte Exemplar vorgelegt wurde, gestand er, daß er seinen Vater, einen nunmehr längst verstorbenen Geistlichen, ohne Angabe des Zweckes um eine über den vorgeschriebenen Text von ihm gehaltene Predigt gebeten und darauf die von ihm abgeschriebene erhalten habe; eine Geschichte, deren Seitenstück vor etwa zehn Jahren mit einer angeblich reformatorischen, besser lichtfreundlichen Predigt aus Greilings Materialien hier abermals spielte.

Nach ein paar Jahren öffnete sich ihm ein eigenthümliches Feld der Thätigkeit in dem Ermlande. Dort waren nach der preußischen Wiederbesitznahme 1772 die bis dahin streng ausgeschlossenen Evangelischen allmälig zahlreicher geworden, hatten aber lange Zeit keine andere geistliche Versorgung als in benachbarten Kirchen und durch die Feldprediger der in den Städten garnisonirenden Regimenter. Als diese nach dem unglücklichen Kriege dahin nicht wieder zurückkehrten, zum Theil schon früher, wurden in Braunsberg, Heilsberg, Bischofsburg, Allenstein und Mehlsack, dann auch in Wormditt, ordinirte Rektoren angestellt, welche in Betsälen Gottesdienst hielten. Nach Aufhebung des Klosters Neuzelle in der Niederlausitz hatte der hochselige König aus den verfügbaren Mitteln eine namhafte Summe zu Erbauung evangelischer Kirchen im Ermlande bewilligt und insbesondere bei seiner Anwesenheit zu Königsberg 1817 auf persönliche Bitte des damaligen Pfarrers Böhnke die für Erbauung der Kirche und des Pfarr- und Schulhauses in Heilsberg bestimmte Summe ansehnlich erhöht. Nach Beseitigung von Zögerungen, welche der Bau durch zu-

fällige Umstände erfahren hatte, sollte am 18. Oktbr. 1821 die feierliche Grundsteinlegung der Kirche stattfinden, wozu die Regierung ihren damals jüngsten geistlichen Rath als Kommissarius hinsendete. Dies gab ihm Veranlassung, tiefer in die Verhältnisse der evangelischen Gemeinden des Ermlandes zu blicken, und erweckte in ihm eine eigenthümliche innigere Theilnahme für sie. Ueber die Aufnahme, welche seine persönliche Erscheinung dort fand, spricht folgende Stelle eines gleichzeitigen Briefes: „Nur eine Stimme vernahm ich vor Allen, nämlich die Stimme des Lobes über den Mann, der in jeder Hinsicht die Herzen so ganz zu fesseln wußte. Nicht nur gedachte man mit der größten Hochachtung des herrlichen Redners, man sprach auch mit Freuden über den schönen Eindruck, den das wahrhaft apostolische Ansehn auf Jeden gemacht hatte.“ Im Jahre 1823 erhielt er den Auftrag, am 3. August die vollendete Kirche feierlich einzuweihen, wobei er Psalm 26, 6—8 zu Grunde legte, und zugleich den Pfarrer Böhnke als ersten Superintendenten, der, auf den Vorschlag des Consistorialrath Wald beantragten und genehmigten, neuen evangelischen Diözese des Ermlandes einzuführen, wozu er 2. Tim. 2, 5 als Text wählte. Auf seine Bitte wurde ihm von dem damaligen Präsidenten des Konsistoriums, Landhofmeister v. Auerswald, der Auftrag ertheilt, sämmtliche evangelische Gemeinden des Ermlandes zu bereisen, um den Zustand ihres Kirchen- und Schulwesens kennen zu lernen. In seiner Begleitung war sein jüngster Sohn Bernhard. Sein ausführlicher Bericht darüber, welcher größtentheils sehr traurige Zustände aufdeckte und sich namentlich gegen die Fortdauer der Vereinigung von Prediger- und Rektorstellen, die noch nicht überall beseitigt ist, mit Entschiedenheit aussprach, wurde vom Konsistorium der Regierung mitgetheilt, und diese arbeitete seitdem eine Zeit lang mit Eifer, Treue und trefflichem Erfolge an Abstellung der erkannten Mißstände. Doch sollte zuvor noch ein kräftigerer Anstoß hinzukommen. Am 1. Oktbr. des angeführten Jahres wurde ihm die Freude, auch die Kirche in Rößel einzuweihen, zu welcher ein Theil des alten Schlosses verwendet war. Dorthin reiste mit ihm seine Gattin und Professor Hahn. Die von ihm dabei gehaltene Predigt ist gedruckt und deshalb schon früher angeführt worden. Von Dankbarkeit für den Grün-

der und von Theilnahme seines warmen Herzens für die Sache bewogen, sandte er diese Predigt dem Könige mit einem Schreiben, in welchem er demselben die fortwährend traurige Lage besonders des evangelischen Schulwesens im Ermlande mit der Lebhaftigkeit vorstellte, „wie sie ein Geistlicher wohl äußern darf, wenn er der Macht gegenüber steht, welche in sich die Fülle der Hilfe und des Wohlthuns trägt.“ Vom Könige erhielt er darauf eine gnädige Antwort. Aber wegen der zugleich veranlaßten Rückfragen wurde ihm dieser Schritt vom Regierungspräsidenten Baumann so übel ausgelegt und so unfreundlich, ja beleidigend vorgehalten, daß er für einige Zeit sich der Theilnahme an dem, was diese Sache anging, mehr zu enthalten genöthigt, als sie zu zeigen ihm vergönnt war. Da die Behörden Sachkenntniß bei ihm voraussetzten und die evangelischen Gemeinden im Ermlande persönliches Vertrauen zu ihm hatten, so fehlte es ihm auch später nicht an Gelegenheit, zu ihrem Besten mannigfach mitzuwirken. Unter Anderem wurde ihm die Einweihung der Kirche in Gutstadt und die Grundsteinlegung für die Kirche in Braunsberg übertragen; die bei dieser am 23. Mai 1830 gehaltene Rede ist, wie schon erwähnt, in der Schrift: „Die evangelische Kirche in Braunsberg ꝛc.“ — abgedruckt. Im Jahre 1835 schrieb er dem Minister: „Den kirchlichen Angelegenheiten des Ermlandes habe ich in Veranlassung einer von mir eingeleiteten Visitationsreise solchen Anstoß und solche Wendung gegeben, daß ich von den dortigen Pfarrern und Gemeinden gleichsam als pflichtmäßiger Beschützer erkannt und geehrt worden bin.“

Wie so vielen treuen Dienern des Herrn brachte auch ihm die Einführung der zuerst Weihnachten 1821 erschienenen Kirchenagende für die Hof- und Domkirche in Berlin mancherlei Sorge und Kummer. Für die löbenichtsche Kirche lehnte er dieselbe in ungesuchter Uebereinstimmung mit seinem Kollegen und der Gemeinde Anfangs gleich dem Bischof Borowski ab. Als später verordnet wurde, daß entweder die alte Agende in ihrer ursprünglichen Form ausgeführt oder die neue angenommen werden sollte, erklärte er sich für diese unter gestatteten Bedingungen. Nachdem die besondere Ausgabe für die Provinz Preußen mit entsprechenden Abänderungen und Zusätzen erschienen war, hielt er streng auf de-

ren Ausführung, wie aus einem noch vorhandenen Briefe an seinen Kollegen hervorgeht, in welchem er sich darauf beruft, daß ihm als Mitglied der geistlichen Behörde am wenigsten eine Versäumung oder Duldung derselben in seiner Kirche gezieme. Wenn er dem Minister 1832 schrieb: „Um die Einführung der Agende habe ich keine Verdienste vor der offiziellen Einrichtung für die hiesigen Verhältnisse" —; so wurzelte der darin unverkennbar ausgesprochene Sinn keinesweges in Vorliebe für den damals herrschenden kirchlichen oder vielmehr unkirchlichen Geschmack, denn er sagt: „Kein Unpartheiischer und Einsichtiger kann und wird leugnen, daß der Idealismus, welcher sich in der neuesten Zeit der Gemüther in kirchlicher, wie in jeder andern Beziehung bemächtigt hat, nur den Hochmuth nähre und das wesentliche und allgemeine Bedürfniß weder kenne noch befriedige. — Mit Recht verwirft die neue Agende die bloßen Modeprodukte sein sollender Erbauung aus der letztvergangenen Zeit. — Es ist ein entschiedener Vorzug derselben, daß sie die Fehler der Agenden vermeidet, welche aus den Ansichten und dem Geschmack der Zeit verschiedentlich hervorgegangen sind." Was vielen Zeitgenossen der Hauptanstoß darin war, hebt er in folgenden Worten als anerkennenswerth hervor: „Kein Billiger wird leugnen, daß die neue Agende aus christlich frommer Meinung hervorgegangen sei; daß sie nur solche Theile enthalte, die irgend einmal und irgend wo in der christlichen Kirche im Gebrauche gewesen sind; daß sie mit Sorgfalt und zuweilen mit Nachdruck die Worte der heiligen Schrift brauche; daß sie sich durch die der heiligen Schrift und dem, was ihrem Geiste entspricht, eigne erbauliche Kraft vor vielen neuern in gewöhnlicher Verständigkeit und fader Schönrednerei sich aussprechenden Agenden vortheilhaft auszeichne; daß sie demnach sowohl gegen die alten als gegen viele neue Agenden eine verbesserte zu nennen sei. — Demnach ist der Zweck der Agende an sich höchst löblich und der Gedanke, daß es eine gottesdienstliche Erbauung ohne Predigt gebe, keinesweges zu verwerfen." Das hält ihn aber nicht ab, auch auf ihre Mängel einzugehen. Er beruft sich dabei auf Augusti, Ammon und Nitzsch, indem er sagt: „Diese Mängel sind auch von den beredtesten Vertheidigern der Agende mehr oder we-

niger anerkannt und nur von einigen Gegnern so dargestellt worden, daß leidenschaftliche Partheilichkeit und einseitige Ansicht ihnen zum Vorwurf gemacht werden muß." Am meisten betrübten ihn die jetzt wohl allgemein anerkannten Mißgriffe bei der Einführung dieser Agende und deren nächste Folgen: „Wie traurig, daß gerade der zu wesentlicher Verbesserung der Kirche abzweckende Schritt dieselbe in wahrhaft beweinenswürdige Verwirrung gebracht hat." Dagegen war die früher schon angeführte Schrift gerichtet: „Ideen zur Beurtheilung der Einführung der Preußischen Hofkirchenagende vom sittlichen Gesichtspunkte"; wie jene andere: „Bemerkungen über das kirchliche Majestätsrecht rc." gegen die schiefe Vertheidigung der falschen kirchenrechtlichen Auffassung, aus welcher das ganze Verfahren mit der Noth in seinem Gefolge hervorgegangen war. Besonders lebhaft eifert er gegen die Beschuldigung, daß die der Annahme abgeneigten Geistlichen nur von Indifferentismus, vom Hange zu ungesetzlicher Willkür und zur Neologie getrieben würden. Auch stellt er in Abrede, daß die gerügte Ordnungslosigkeit und Willkür rücksichtlich der Liturgie bisher in der Provinz Preußen eben so, wie in der Mark und besonders in Berlin geherrscht habe. Lange ging er mit dem Gedanken um, den der spätere Bischof Neander ausführte, sich in einer Vorstellung unmittelbar an den König zu wenden, und die vorstehenden Ansichten sind größtentheils aus dem noch in mehr Exemplaren vorhandenen aber unvollendeten Entwurfe genommen. In einem andern Aufsatze faßt er seine Ausstellungen in diesen Worten zusammen: „Die neue Agende hat auf vierfache Weise die Gemüther entfremdet und gestört: zuerst durch ihre Tendenz, zweitens durch ihre Fassung, drittens durch den in ihr festgestellten Zwang, viertens durch die Art ihrer Einführung." Dann aber fährt er fort: „Alle diese Ausstellungen und Hindernisse lassen sich so beseitigen, daß die Agende im Wesentlichen bleibt und doch der Kirche die innerliche Kraft und Freudigkeit nicht entzogen wird, ohne welche keine äußere Form in ihr Früchte bringen kann." Deshalb schlägt er vor, daß der Kirche durch eine haltbare Reorganisation, deren Nothwendigkeit allgemein eingestanden sei, zu einer solchen innern Wirksamkeit verholfen werde, aus welcher sich nicht blos eine

erneuerte Agende, sondern alles Gute, was der Kirche Noth thut, in voller Freiheit und Freudigkeit entwickeln würde. In Betreff der Agende selbst aber spricht er sich auf diese Weise aus: „Nicht als ewige Regeln, sondern um die Verwirrung der Schwachen zu verhüten, ordnete Luther Liturgien an. Der Geistliche, welcher wirklich das Wort des Evangeliums lebendig im Geiste trägt, wird nie einer vorgeschriebenen Form bedürfen und in jeder erbauen; aber freilich sind der Schwachen viel. Hier nun ist nur ein doppelter Ausweg: entweder die vorgeschriebene Form auf das Allereinfachste zu beschränken und für das Uebrige der geistlichen Thätigkeit Raum zu lassen; oder die Ordnung zwar genau zu bestimmen, das aber, was sie geistig ausfüllen soll, in möglichstem Reichthum zu zeitgemäßer Auswahl zu geben, und zugleich eine Einrichtung zu treffen, vermöge welcher zu allen Zeiten eine angemessene Veränderung in die bestehende Ordnung und ein Zuwachs in das Material aufgenommen werden kann. Damit ist vollkommen der gesetzlosen Willkür gesteuert und zugleich der, geistigen Tod bringenden, Erstarrung in leerer Form vorgebeugt." Man kann wohl denken, mit welcher Freude er den Ministerialerlaß vom 29. Juni 1827 aufnahm, welcher die geistlichen Räthe in Königsberg und Danzig nebst einigen erwählten Superintendenten und Pfarrern zu einem Generalkonsistorium berief, um den Nachtrag zu der erneuerten Agende von 1822 für die Provinz Preußen zu berathen. Als dasselbe im Juli 1828 hier zusammentrat, nahm er mit lebhaftem Eifer an seinen Sitzungen Theil, wie die ausgearbeiteten Gutachten von ihm und die von Lucas geführten Protokolle zeigen, und unterzeichnete dann auch bereitwillig die Vorrede der 1829 herausgekommenen „Agende mit besonderen Bestimmungen und Zusätzen für die Provinz Preußen", durch welche diese Angelegenheit ihre endliche Feststellung erhielt.

Um diese Zeit entfaltet sich wie in der Professur und schriftstellerischen Thätigkeit, so auch in der geistlichen Verwaltung seine höchste Kraftentwickelung und umfangreichste Wirksamkeit; die Klage verstummt und alle seine Entwürfe, Berichte, Gutachten zeugen von der Lebensfrische und geistigen Befriedigung, mit welcher er in dem liebgewonnenen Berufe arbeitete; besonders nachdem er von

einer längeren Erholungsreise in Begleitung seiner Gattin und seiner vierten Tochter Agnes nach dem Südwesten Deutschlands während des Sommers 1829 zurückgekehrt war. Bereits im März 1828 war Wald gestorben, was seine Amtsgeschäfte bedeutend vermehrte. Im Mai 1831 folgte jenem der zweite von den Kollegen, welche er bei seinem Eintritte in das Konsistorium gefunden hatte, Dinter, mit dem er in einem Verhältnisse eigener Art stand. So billigte er seine theologische Ansicht und die Weise ihrer Verbreitung keineswegs. Das zeigt sich schon sehr entschieden bei Gelegenheit einer Beschwerde über die Schullehrerbibel, welche ein Herrnhuter, Namens Rhenius, an den Oberpräsidenten von Schön gerichtet hatte. In dem von ihm verlangten Gutachten darüber hebt er zwar Eingangs manche einzelne Vorzüge hervor, sagt dann aber: daß sie als ein Buch für Elementarschullehrer gänzlich verfehlt sei; daß sie als Erklärung der Bibel des Geistes derselben ermangele, der ein Geist des tiefsten und lebendigsten Glaubens ist (Hebr. 11, 12); daß sie der kirchlichen Lehre in wesentlichen Punkten entgegen und mit ihr unvereinbar sei, die zwar in ihrer symbolischen Fassung der Veränderung und Verbesserung unterworfen und bedürftig, an sich aber wirklich aus dem Geiste des Glaubens hervorgegangen ist und dessen Hauptpunkte, wie sie die Bibel eigenthümlich aufstellt, vollständig richtig und deutlich gefaßt hat; daß er deshalb eine offizielle Empfehlung oder gar Einführung der Schullehrerbibel für ganz unpassend halte, und dies um so mehr, da in ihr die Erklärung mit dem Texte zugleich abgedruckt ist, und daraus, obschon es nur der Bequemlichkeit willen, und vielleicht vom Buchhändler aus Gewinngeist, geschehen ist, in den Augen Vieler der Schein entstehen könnte, als solle diese Erklärung den Text wirklich für die allgemeine Einsicht repräsentiren. Ein allgemeines Urtheil über Dinter ist in einer Erinnerungsrede enthalten, die er am 29. Februar 1840 im Dinterverein vortrug, und die in den Preußischen Provinzialblättern, so wie später noch besonders zum Besten der Kleinkinderbewahrschulen abgedruckt wurde: „Wenn von der Theorie die Rede ist, und zwar von einer solchen, welche die christliche Wahrheit so tief und vollkommen umfaßt, daß sowohl die Mängel und Einseitigkeiten der

hergebrachten Kirchenlehre, als deren unveränderlicher und unentbehrlicher Sinn darin erkannt werden, so verhehle ich nicht, daß nach meinem Urtheile Dinter die kirchliche Theorie mehr von der Seite ihrer Schwachheit erkannte und an die Stelle tieferer christlicher Einsicht ein gebildetes und richtiges Vernunftgefühl sittlich-religiöser Verhältnisse setzte." Auch in persönlicher Beziehung sagt er: „Allerdings hat Dinter, als ich völlig fremd hieher kam, sich mir sogleich als Kollege und Freund mit recht edlem Vertrauen genähert, und in beiden Beziehungen ist unsere Eintracht nie gestört worden; doch war Temperament, Geschmack, Beschäftigung, theologische Ansicht, Familienleben bei uns viel zu verschieden, daß jene vertrauliche Freundschaft hätte entstehen können, welche zwar gleich der Liebe ohne wahre Achtung nicht bestehen kann, aber doch das Geheimniß ihres Lebens in tausend kaum bemerklichen Sympathien trägt." Gleichwohl hielt er hoch von ihm, wie die unmittelbar folgenden Worte zeigen: „Wenn ich indessen den Mann, wie er mir so lange nahe war und in den mannigfaltigsten Verhältnissen sich gezeigt hat, und je länger ich ihn in seiner Grundgestalt betrachte, so erscheint er mir in Allem, was wahrhaft ehrwürdig ist, so unbescholten, eifrig, unerschütterlich und von wahrer Humanität so tief durchdrungen, daß ich unwillkürlich ihn zunächst in die Reihen derer setze, deren verklärter Gestalt bald wieder zu begegnen ich hoffe und mich freue. — Das glaube ich fest, daß vor jenem hohen Tribunal, wo der Erlöser selbst in Gnade und Wahrheit, wie er Beides hier andeutete, einst rechtes und ewiges Urtheil zu sprechen verheißen hat, mein alter, treuer, edler Dinter nicht verworfen sein, vielmehr von Allem, was an ihm schwach, ja anstößig war, von aller seiner Menschlichkeit im Erdensinne geläutert, auch eine Stelle unter den Gesegneten des Herrn finden wird."

Größeren und nachhaltigeren Einfluß übte der bald darauf, am 10. November 1831, erfolgte Tod des Erzbischofs Borowski auf ihn. Seit dem früher mitgetheilten Zwiespalte wegen des akademischen Osterprogramms 1820 war eine Spannung zwischen Beiden zurückgeblieben, vielleicht mehr ein Mißtrauen bei ihm, als eine tiefere Unzufriedenheit bei Jenem; und obgleich Borowski ihm nach seinem eigenen Zeugnisse mit Ach-

tung und Wohlwollen begegnete und besonders seinem Sohne auszeichnende Güte erwies, so hatte es zwischen den geistvollen und der Kirche gleich eifrig zugewendeten Männern bis dahin doch niemals zu einer vertraulicheren Annäherung kommen wollen. Endlich in seiner letzten Krankheit ließ Borowski ihn zu sich bitten, um über die Ergänzung des Consistoriums vertraulich mit ihm zu sprechen. Er wiederholte mit Freude seinen Besuch, und zuletzt empfing der hochbetagte Greis das heilige Abendmahl aus seiner Hand und nahm seine geistliche Unterstützung in den Scheidestunden an. Der unbeschreiblich tiefe Eindruck, welchen dies auf sein Gemüth machte, hat seinen vollen Ausdruck in der schon besprochenen schwunghaften Leichenrede bei Borowski's Bestattung erhalten; und man wird aus den vorstehend angeführten Umständen entnehmen, wie dieser Ausdruck aus ganzer Seele hervorgegangen war. Damals erschien ein gedruckter Brief des resignirten Prediger Wigand an den Erzbischof, betreffend ein Circularschreiben über rechte Anwendung der Lehre vom Teufel, in welchem wegen einer öffentlich bekannt gewordenen Teufelsbeschwörung, die den Tod der vermeintlich Besessenen durch die rohesten Mißhandlungen herbeiführte, das Konsistorium, veranlaßt von dem Ministerium, die Geistlichen in seinem Sprengel ermahnte, daß sie abergläubischem Unfug dieser Art entgegenarbeiteten. Daran hatte Wigand ein vor mehr als zwanzig Jahren mit Borowski über Napoleon und Davoust geführtes Gespräch geknüpft und Schlüsse aus Beidem gezogen, welche den Erzbischof ziemlich deutlich als einen argen Heuchler bezeichneten. Als dieser Brief unmittelbar nach seinem Tode hier zur öffentlichen Kenntniß kam, erfüllte er den Zeugen seiner letzten Lebenstage mit lebhafter Entrüstung, die er aussprach in einer „Antwort auf den Brief des Herrn Pfarrer Wigand an den Herrn Erzbischof Dr. von Borowski", welche noch in demselben Jahre gedruckt erschien. Darin heißt es: „Sie irren sich, ja Sie lästern, wenn Sie dem ehrwürdigen, nun im Herrn entschlafenen Mann, oder wenn Sie mir selbst, der ich jenes Schreiben abgefaßt habe, welchem er seine Unterschrift mit Beifall gab, oder wenn Sie der hiesigen geistlichen Behörde den Glauben an das Evangelium und an irgend eine seiner Lehren, auch die

vom Teufel, absprechen. Auch wir kennen den Teufel und fürchten ihn und suchen eben darum mit Ernst die Hilfe des heiligen Geistes; auch wir halten das Reich der Finsterniß für keine leere Einbildung, sondern für ein unzweifelhaft reelles, gewaltig herrschendes, dem wir im festen Glauben an den, der das Licht der Welt ist, mit seiner Rüstung entgegentreten und es ernstlich und eifrig bekämpfen. Das Alles aber geschieht freilich in unserer Manier, nicht in der Ihrigen. — Der Verstorbene war von aller Schwärmerei, von aller Kopfhängerei durchaus entfernt, er verdrehte nie die Augen, er seufzte nicht über jede Lust als einen Strick des Satans, er suchte nicht Himmelsweisheit in apokalyptischem Dunkel; und gewiß nur das, daß er bei so gebildeter und freundlicher Menschlichkeit sich stets in vollkommener Amtswürde und mit stets gleichem Sinn für evangelische Wahrheit darstellte, nur das hat ihm die Herzen seiner Gebieter und eine so glänzende Laufbahn eröffnet, wie er sie nie erwartet, und worin er stets dieselbe Haltung behauptet hat." Dem möge noch ein Zeugniß folgen, welches sich in einem gleichzeitigen Briefe von Nicolovius findet: „Daß Sie dem Greise Borowski noch mehr sich genähert haben, wird Ihnen eine wohlthuende Erinnerung bleiben. Er war eine merkwürdige Erscheinung, nicht nur vom Könige, auch von Gott gezeichnet. Seine Schwächen lagen am Tage und hinderten befangene Augen, die tieferen, seltenen Eigenschaften zu sehen. Ich habe beide erkannt, mich niemals durch jene irre machen lassen und mein Urtheil über ihn in keiner Zeit geändert. Wir können Alle uns sagen: Seinesgleichen sehen wir nicht wieder. Mir ist in ihm der älteste Bekannte gestorben, der letzte Freund des väterlichen Hauses."

Vieles sprach dafür, daß der Leichenredner auch der Nachfolger des Vollendeten werden könnte. Schon vor zehn Jahren war er von Berlin mit der Aussicht auf die Oberhofpredigerstelle nach Borowski's Ableben getröstet und ermuntert worden. Dieser selbst hatte ihm den Wunsch ausgesprochen, obwohl schwerlich höheren Ortes laut werden lassen. Reusch benachrichtigte ihn, daß die Regierung beabsichtigte, in Bezug auf die erledigte Oberhofpredigerstelle, mit welcher bis dahin die Generalsuperintendentur Ostpreußens verbunden gewesen,

seiner zu erwähnen, und fragte, ob diese Stellung seinen Wünschen nicht entgegen sei. Geistliche wie Nichtgeistliche in Stadt und Provinz erwarteten es allgemein, machten auch nicht selten Aeußerungen gegen ihn, die ihn Anfangs in Verlegenheit setzten, und da er den Stand der Angelegenheit genau kannte, oft sehr unangenehm berührten. Denn schon im Juni hatte ihm Nicolovius geschrieben: „Wäre noch von der alten Oberhofpredigerstelle die Rede, so möchte ich leicht und zuversichtlich antworten. Nun aber handelt es sich von der Generalsuperintendentur (nach der damals neuen Instruktion vom 14. Mai 1829), auf die so viel Gewicht gelegt wird, der dort ein so weiter Umfang angewiesen ist, die vom Könige Selbst mit dem größten Interesse beobachtet wird. Wer mag da im Voraus sagen, wie bei eintretender Vakanz die Besetzung erfolgen werde? — Geht der Wunsch des Inhabers dahin, Sie zum Nachfolger zu erhalten, so würde ich an der Erfüllung nicht zweifeln. Schwerlich aber neigt der Wunsch sich dahin.“ Inzwischen führte er den wesentlichsten Theil der Geschäfte vier Jahre lang, und obwohl er deshalb im Herbste 1832 aus der Regierung schied, so wurde ihm das wegen der Verbindung mit der Professur und dem Pfarramte doch sehr schwer. Hatte er schon früher oft wegen Ueberbürdung geklagt, wie viel drückender mußte er jetzt die Last empfinden, die er um diese Zeit in folgenden an Nicolovius gerichteten Worten beschreibt: „Sachen, die das geistliche Wesen betreffen, fallen bei jetziger Vacanz sämmtlich mir zu und meine Arbeit ist wenigstens verdoppelt. Gleiches Verhältniß gilt bei den Kandidatenprüfungen, hier trage ich die ganze Last des wesentlichen Examens und die der wissenschaftlichen Direktion dazu, so daß in den letzten drei Wochen das Prüfungsgeschäft, welches ich bei der Fakultät als Dekan und beim Konsistorium zugleich zu dirigiren und hier bei Woide's Abwesenheit großentheils auch materiell zu besorgen hatte, mir nicht einmal Zeit zum Predigen ließ. Ich fasse mein Anliegen kurz zusammen: ich beschwöre Sie, uns ein geistliches Haupt zu schaffen, und so lange dessen Urtheil fehlt, die Zutheilung neuer Glieder zurückzuhalten; dann will ich gern schweigen, weil mein Reden entweder überflüssig oder vergeblich sein würde, und bis dahin redlich thun, was mir obliegt.“

Dazu boten sich ihm während dieses Zeitraums verschiedene sehr wichtige Veranlassungen, von denen nur einige von besonderer Bedeutung für Feststellung des Urtheils über ihn hervorzuheben sind. Hiezu gehört ein Gutachten aus dem Juli 1833, welches durch eine Rückfrage des Ministeriums in Betreff einer Aeußerung über die Richtung der von Halle und Berlin kommenden Kandidaten veranlaßt war, und in welchem unter Andern gesagt ist: „Wir haben jene Parthei antirationalistisch genannt, insofern Rationalismus im gemeinen historischen Sinn als ein System angenommen wird, welches nur die für jede Vernunft unwidersprechlichen Grundsätze und die jedem Verstande begreiflichen Ereignisse als Wahrheit gelten läßt und folglich den Offenbarungswerth des Christenthums und damit alle höhere Bedeutung des Christenthums auf Nichts zurückführt. Dieser Richtung steht jene Parthei geradezu und absichtlich entgegen, indem sie außer dem Menschlich-Natürlichen noch ein in dasselbe tretendes und dasselbe nach höheren Principien umwandelndes Uebernatürliches anerkannt und dieses Uebernatürliche theils in der heiligen Schrift substantialisirt, theils in der höheren Einwirkung Christi und des h. Geistes fortwährend thätig erkennt. Für das kirchliche Leben ist diese Ansicht heilsam, ja unentbehrlich. Heilsam dadurch, daß sie jene dürftige und alle Bedeutung des Christenthums aufhebende Ansicht bekämpft und zerstört. Unentbehrlich, weil entweder alles Vertrauen auf höhere Hilfe, welches das Christenthum jemals eingeflößt hat, Täuschung sein müßte, oder dessen Charakter als außerordentliche Offenbarung festgehalten werden muß. Da nun die höhere Hilfe, welche das Christenthum verheißt, sich auf das sittliche Uebel bezieht, so versteht sich von selbst, daß die, welche das sittliche Uebel in seiner ganzen Größe erkennen, auch am bereitesten sein werden, die Gotteskraft im Evangelium zu erkennen, und am geschicktesten, es zu verstehen; und da das sittliche Uebel ohne zartes sittliches Gefühl nicht recht erkannt werden kann, so ist eben so gewiß, daß die, welche durch dessen Erkenntniß zum Glauben an das Christenthum als Offenbarung geführt werden, wenn auch gleich allen Menschen fehlerhaft, doch von verhältnißmäßig reiner und frommer Gesinnung durchdrungen sein müssen. Deshalb wird bei Geistlichen,

welche diese Richtung genommen haben, stets mehr Freudigkeit im Amte, mehr sittlicher Ernst und überhaupt ein für die kirchliche Menschenbildung sehr ehrenwerther und gedeihlicher Eifer herrschen. — Aber freilich kommt dabei die Persönlichkeit, wie überall, sehr in Anschlag, und der zufällige Mangel geht in die sachgemäße Thätigkeit über. Schwachheit des Urtheils und Dürftigkeit der Erkenntniß hindern an sich nicht die Amtswirksamkeit eines evangelischen Geistlichen, insofern er sonst ein recht christlich-menschliches Gemüth besitzt; aber sie machen allerdings dem gefährlichen Einflusse unterthan, welchen höhere Geisteskraft durch phantastische Vorstellungen zu gewinnen vermag und oft aus Eitelkeit, oft aus schlimmeren Gründen zu gewinnen sucht. Schlimmer ist das Verhältniß, wenn das Gefühl des sittlichen Uebels, welches zu dem Glauben an die Erlösung durch Christum führt, vorzugsweise auf die Erkenntniß eigener sittlicher Verirrung und Versunkenheit gegründet ist (Donnerwort). Je gewisser dann die natürliche Nichtswürdigkeit, um so unentbehrlicher erscheint der übernatürliche Akt der Erlösung, um so drängender wird das Bestreben, sich dessen auf das Vollkommenste zn versichern; und so gewinnt der christliche Glaube eine Lebendigkeit des Gefühls, welche ihn scheinbar über ruhige Einsicht hinaushebt, ja derselben entgegensetzt und so natürlicherweise der darin liegenden maßgebenden Kraft in Theorie und Praxis beraubt. Dies ist um so gefährlicher, wenn die, welche das Christenthum so ergriffen haben, als Lehrer oder Seelsorger auftreten sollen. Denn statt Andere, wie sie es bedürfen, anzufeuern oder zurückzuhalten, überlassen sie sich dem Zuge ihrer eigenen Richtung und legen wohl noch hohen Werth auf die Einseitigkeit, womit sie Alles nach dieser Richtung hin zu reißen streben. Die Geschichte lehrt, daß das immer geschehen sei, und daß eine für spätere Ansicht unbegreifliche Verblendung sich oft ansehnlicher Partheien durch die Betriebsamkeit solcher Theologen bemächtigt hat, welche bei sehr viel Geist und Kenntniß doch einen zu niedrigen Begriff der Menschheit in sich selbst fanden und nur die christliche Offenbarung diesem Begriffe anzupassen strebten, statt sich zu deren ursprünglicher und allgemeiner Bedeutung, persönlich getröstet und fähig für Andere zu geistiger Vertretung, zu erheben. Wir bergen nicht, daß uns die

theoretische sowohl als praktische Ueberspannung vieler Theologen und Geistlichen, die geistreiche und doch bornirte Behandlung der h. Schrift, die preiswürdige und doch kleinlich-abergläubische Verehrung des Herrn, die unentbehrliche und doch mystisch-träumerische Erwartung der Kraft des h. Geistes, der geistermüdende und gewiß den Leib zerstörende Mißbrauch des Gebetes, dieses edelsten Vorrechtes gläubiger Seelen, die Geneigtheit, gerade die dunkelsten und vernunftwidrigsten Ansichten grübelnd festzuhalten, bei dem Reden von Liebe Gottes die schonungsloseste Bitterkeit gewöhnlicher Menschheit, und jene für schlichten Verstand ohne große erklärende Sorgfalt so unbegreifliche und anstößige Behauptung, daß an den verworfensten Sündern sich die Gnade am meisten verherrliche: daß uns dies Alles seinen Grund sehr häufig darin zu haben scheint, daß Männer geistlichen Standes ihre Jugendverirrungen und ihre sittliche Unbildung oder Verbildung lebhaft und an sich löblich fühlen, aber durch Gewissensbisse und einen noch nicht genugsam gebrochenen und rektificirten Ehrgeiz an rechter Erkenntniß, Fassung und Mittheilung der Wahrheit im reinsten und tiefsten Sinn gehindert werden." Dieser längere Auszug wird hoffentlich Entschuldigung finden als Probe seiner Arbeiten für das Konsistorium, als Gegenstück zu der früher aus dem Sendschreiben über Erneuerung des Kultus mitgetheilten Schilderung der Geistlichkeit und als erklärende Einleitung zu seiner Führung der nun folgenden Verhandlungen. Man wird dabei nicht unbeachtet lassen, daß hierin eine Darstellung der steigenden kirchlichen Richtung gegeben ist zu einer Zeit, als der junge Most schäumte und gährte, aus welchem vielfach ein schöner, klarer und kräftiger Wein hervorging, dessen er freilich nicht mehr froh werden konnte, den er aber gewiß herzlich anerkannt und geehrt haben würde.

Im August desselben Jahres 1833 verlangte das Ministerium, veranlaßt durch Aeußerungen des Oberpräsidiums und des Regierungspräsidiums in Danzig, von dem Konsistorium Bericht über die hier entstandenen Predigerkonferenzen, von welchen dasselbe die erste offizielle Nachricht durch die hiesige Regierung, der er seit einem Jahre nicht mehr angehörte, in einem Schrei-

ben erhielt, worin sie mittheilte, daß sie dieselben vornehmlich in kirchenpolizeilicher Beziehung für bedenklich hielte. Das Konsistorium urtheilte: „Löblich an sich schien der Gedanke, sich für gedeihlichere Amtsführung durch gemeinsame Besprechung zu fördern. — Die ausdrückliche Versicherung, daß dabei auch nicht im entferntesten Sinne ein kirchlicher Bund in bestimmt eingreifender Beziehung zu schließen die Absicht sei, nahm jede Besorgniß weg. — Kirchlich sind die, welche diese Konferenz gebildet haben, ausgezeichnet durch einen Eifer sowohl für die bestehende Lehre, als für die kirchliche Erbauung und die sittliche Zucht, der Vielen ihres Standes, die sich für aufgeklärter und klüger halten, so kräftig und aufrichtig zu wünschen wäre und an sich selbst uns nur beifällig erscheinen kann. — Wir fanden uns bewogen, gerade darum, weil diese Konferenz sogleich von der öffentlichen Stimme als pietistisches Streben beurtheilt und verworfen wurde, der Sache ungehindert Raum zu geben, damit entweder der Ungrund öffentlicher Meinung sich zeigte, oder wir entscheidende Thatsachen für dieselbe und darin Grund zu weiteren Maßregeln gewönnen.“ In diesem Sinne wurde der Regierung auf ihr Schreiben geantwortet. Er persönlich widerstand beharrlich dem Andringen, sich an die Spitze einer Gegenkonferenz zu stellen. Als jedoch bei Wiederholung jener Konferenz zwei Mitglieder derselben in religiösen Wahnsinn verfielen, und die Aufregung in den Gemeinden der Stadt einen bedenklichen Grad erreichte, wurden die einzelnen Geistlichen, welche von auswärts daran Theil genommen hatten, zu Nachweisung ihrer Urlaubsberechtigung und die Vorsteher der Konferenzen in Danzig und Königsberg zu Einsendung der Protokolle aufgefordert. Demnächst fand sich das Konsistorium aus mehreren Gründen, besonders der großen Spannung wegen, die unter den Geistlichen verschiedener Richtung in unheilvolle Spaltung auszuarten drohte, dazu bewogen, vorläufig die Theilnahme an jenen Konferenzen ohne ausdrückliche Erlaubniß zu untersagen; mit der Absicht, wenn diese nachgesucht würde, sie nur mit Zuordnung eines Kommissarius seinerseits zu gewähren. Zugleich aber nahm die Behörde ernstlich darauf Bedacht, die S y n o d e n nicht in kirchlich-politischer oder wissenschaftlicher,

sondern vornehmlich in geistlich-praktischer Beziehung neu zu beleben. Dem verdankt die vielfach schon angeführte Verordnung vom 31. März 1834 ihren Ursprung, in welcher untern andern folgende, aus dem Vorangehenden zu erklärende Sätze vorkommen: „Ganz gewiß haben die Synoden einzelner Diöcesen nichts gemein mit den Zwecken, welche höhere Bestimmung allgemeinen kirchlichen Versammlungen geben möchte. Ihre kirchlich-politische Beziehung kann vorzugsweise nur darin bestehen, zu berathen, was jeder Diöcese selbst nach ihren besonderen Verhältnissen Noth thut, und die Art und Weise, wie alte und neue kirchliche Ordnungen darin zur Anwendung kommen sollen. Die eigentliche, unveränderliche und fruchtbarste Bestimmung der Synoden geht auf die Belebung des ächt kirchlichen Geistes, sowohl unmittelbar in den Pfarrern, als auch durch sie mittelbar in den Gemeinden. Sie sollen einen den Geistlichen unentbehrlichen Austausch praktischer Erfahrungen gewähren. Sie sollen dies so thun, daß die stets vorhandene, in unserer Zeit besonders bemerkliche Einseitigkeit in solchen Mittheilungen vermieden und aufgehoben wird. Sie sollen endlich den Geistlichen den echten Kirchengeist geben, der sie in sich selbst muthig und den Gemeinden ehrwürdig macht, ohne zu hierarchischen Anmaßungen und schwärmerischen Richtungen zu führen. — Wem es um Wahrheit zu thun ist, der freut sich, ihm fremde, ja entgegengesetzte Ansichten derselben zu vernehmen; wer seine Meinung einseitig festhält, für den ist nichts so heilsam, als die Nöthigung, entgegengesetzte Meinungen wenigstens mit Zurückhaltung und Achtung zu hören. Wir finden um so wichtiger, gerade auf diesen Punkt die Geistlichen unserer Provinz aufmerksam zu machen, weil sowohl die jetzige Zeit überhaupt in der Kirche Gegensätze aufstellt, welche sie theoretisch zu zerreißen drohen, als insbesondere das Schicksal der kürzlich von Sr. Majestät untersagten Predigerkonferenzen durch solche Beziehungen erklärt werden muß. Ohne Zweifel soll durch dieses Verbot weder der Charakter, noch die Absicht, noch selbst die theoretische Richtung der Theilnehmer dieser Konferenzen verworfen werden, und es würde ein großer Fehlgriff sein, wenn Einzelne, welche etwa einer andern theoreti-

schen Richtung folgen, diese um jenes Verbots willen für privilegirt achten wollten. Vielmehr ist die Absicht jenes Allerhöchsten Verbots gewiß nur die, zu verhindern, daß die zufällige persönliche Richtung durch engern Verein nicht in eine kirchliche Trennung ausarte, daß der Geist der Verachtung und Verketzerung nicht in die kirchliche Wirksamkeit der Geistlichen störend dringe, und daß die höhere Entwickelung kirchlichen Lebens nicht durch dogmatische Einseitigkeit gehemmt werde. Um aber die Verbindung scheinbar entgegengesetzter Ansichten für das kirchliche Geschäft heilbringend zu fördern, sind Synodalberathungen praktischer Beziehung ganz besonders geeignet, insofern die versammelten Mitglieder irgend die Ruhe und Fassung mitbringen, die nicht blos dem Christen, schon jedem gesitteten Menschen ziemt. — Wenn nun auch wirklich aus einer Synodalberathung kein anderer bedeutender Erfolg hervorginge, als daß ein und der andere wohldenkende, aber in Meinungsabgeschlossenheit so oder so versunkene Geistliche von seiner Unfehlbarkeit etwas geringer und von der Tüchtigkeit Anderer etwas vortheilhafter denken lernte, so würde dadurch für die Kirche und in der Kirche für die Menschheit Erfreuliches gewonnen sein. Für Alle aber, welche Kirche und Menschheit in so hoher Bedeutung zu schätzen wissen, werden die Synoden einen eigenthümlichen Werth haben, indem sie ein allgemeines Gefühl von der Bedeutung des kirchlichen Berufs gewähren, dessen der Geistliche überhaupt und insbesondere in unserer Zeit wesentlich bedarf." — Die jetzt lebenden Geistlichen, welche damals schon im Amte waren, werden sich des tiefen Eindrucks erinnern, welchen diese Verordnung hervorbrachte, dergleichen man in jener Zeit von der geistlichen Behörde nicht gewohnt war. Ueberall treten in ihr die Ansichten hervor, welche er, wie früher mitgetheilt, schon 1815 in seinem Sendschreiben über die Erneuerung des Kultus dargelegt hatte. Die also vor zweiundzwanzig Jahren neubelebten und als regelmäßig alle Jahre wiederkehrend zuerst eingeführten Diözesansynoden in der damals ihnen gegebenen Richtung bestehen noch, vom Kirchenregimente fortdauernd sorgfältig gepflegt, im wachsenden Segen unter uns und sind für andere Provinzen des Vaterlandes ein Vorbild geworden, für ihren

Urheber ein bleibendes Denkmal, wie das geordnete Kirchenwesen der Evangelischen des Ermlandes in größerer räumlicher Beschränkung. Mit dieser Angelegenheit hing auch ein Auftrag zusammen, die Diözese Pr. Holland im Sommer 1833 zu bereisen. Der Bericht darüber, den ich erst jetzt kennen gelernt, ist mir besonders deshalb sehr merkwürdig, ja beweglich gewesen, weil ich darin ebenso wohlwollende als treue Schilderungen des größten Theiles der Amtsbrüder fand, denen ich später mehr denn sieben Jahre als Superintendent anzugehören die Ehre und Freude gehabt habe. Auch bereiste er 1834 im Auftrage des Konsistoriums die Diözesen Ortelsburg und Neidenburg, wiewohl ohne Bezug auf die eben besprochenen Vorgänge. Als ich sechszehn Jahre später mit ähnlichem Auftrage in diese Gegenden kam, erfreute mich ebenfalls das noch sehr lebendige Andenken an ihn, selbst bei Frauen, die nach ihrer Gemüthsart einzelne, unbedeutend scheinende Züge im Gedächtniß treu bewahrt hatten.

Eine bis Salzburg ausgedehnte Urlaubsreise mit seiner jüngsten Tochter Auguste hatte er zu seiner Stärkung und mit dem Wunsche unternommen, diejenigen seiner Jugendfreunde noch einmal zu sehen, welche nicht bereits aus dem Leben abgerufen waren, unter ihnen Senator Löffelholz in Nürnberg, Professor Fleischmann in Erlangen, Geheime Hofrath Wendt, seinen Vetter, und Ministerialrath Brunner in München. Bei seiner Rückkehr gegen Ende des Sommers 1835 fand er das Konsistorium beschäftigt mit der Angelegenheit der hier entstandenen theosophischen Sekte, früher unter Leitung des etwa zehn Jahre vorher verstorbenen Schönherr, später unter der Herrschaft des Prediger Ebel, den man in dem Hagioeides des oben angeführten Philagathos hat erkennen wollen, und mit dem der Prediger Diestel enge verbunden war. Die Sekte selbst und die Vorgänge, welche damals das Konsistorium und sodann das Oberlandesgericht zum Einschreiten veranlaßten, das mit Amtsentsetzung der genannten Prediger schloß, haben ihre ausführliche Darstellung in dem schon erwähnten Aufsatze des Dr. von Wegnern erhalten, weshalb hier darauf nicht näher einzugehen ist, als es seine Beziehungen dazu gilt. Sofort nach seiner Ankunft wurde ihm das schwere und betrübende Geschäft

der Untersuchung übertragen, wie die vorhandenen zahlreichen Protokolle, Berichte und Gutachten beweisen, deren Arbeit ihn bis in das folgende Jahr beschäftigte. Am schmerzlichsten war ihm die Verirrung des vielfach so ausgezeichneten, auch als Schriftsteller bekannten Prediger Diestel, der ihn nach seiner Weise mit harten Beschuldigungen mündlich und schriftlich überschüttete. Eine Antwort an diesen wird das am besten ins Licht setzen und zugleich noch einige Züge zu Vollendung der Umrisse seines Lebensbildes darbieten: „Ein Brief von E. H. an den Missionar Rhenius ist, ohne meinerseits verlangt zu sein, in Abschrift mir mitgetheilt worden. Ich bin weit entfernt, über dessen Inhalt im Allgemeinen discutiren zu wollen; doch wegen des von E. H. darin über mich selbst gefällten Urtheils bin ich der Wahrheit einige Berichtigungen schuldig, die Ihnen um so willkommener sein werden, je lauter Sie jede That und jedes Wort nicht blos vor Menschen, auch vor Gott vertreten zu wollen bekennen. Sie erwähnen meinen Philagathos, dessen Absicht, Ebels Erwiederung, mein Schweigen, meinen heimlich fortdauernden Groll und Neid gegen ihn und das altstädtische Kirchenwesen als Einleitung zu dessen späterem äußerlichen Verfalle und der jetzt schwebenden Untersuchung. Ueber meine Schrift sage ich nichts; zu unedlem Zweck habe ich nie die Feder ergriffen. Das Buch Ebels, worin er sich darauf bezieht, ist mir bis jetzt, wo ich es ex officio lesen mußte, unbekannt geblieben, nicht aus Verachtung, sondern weil es nicht im Kreise meiner Geschäfte und Studien lag. Mein Schweigen kann also keinen Zusammenhang mit seinen Erwiederungen gehabt haben. Groll habe ich nie gegen Ebel gehabt, der mich persönlich nie verletzt hat; seiner Manier habe ich nie Vertrauen schenken können; um sein persönliches und amtliches Thun habe ich mich nie geflissentlich weder feindlich noch freundlich bekümmert; was ich darüber zufällig vernahm, habe ich, wie Alles dergleichen, beurtheilt und angewendet. Neid über ihn und das altstädtische Kirchenwesen ist nie in meine Seele gekommen; der Verfall dieses Kirchenwesens hat mich betrübt, und ich habe unaufgefordert dessen Wiederherstellung amtlich angeregt. Gewiß also hat keine feindselige Stimmung meinerseits den gegenwärtigen Verhältnissen vorangehen oder darauf

Einfluß haben können. Die Untersuchung gegen Ebel und E. H. konnte ich nicht mit Begierde aufnehmen, weil ich bei ihrem Anfange in Deutschland war; dem mir später ertheilten, sehr unerfreulichen Auftrage habe ich mit pflichtmäßigem Ernste des Urtheils zu genügen gestrebt. Referent (in Zeitschriften) bin ich in dieser Angelegenheit, insoweit sie persönliche Untersuchung ist, niemals gewesen. Urtheilen E. H. selbst, ob die Rolle, welche Sie mir in der Erzählung der gegen Ihren Freund, das altstädtische Kirchenwesen und Sie gerichteten Verfolgungen zutheilen, gewissenhaft und treu gezeichnet ist." — Als ich ihm viele Jahre später, da Diestel ein Greis geworden, erzählte, daß dieser sich zu meiner Predigt und meinem Beichtstuhle gewendet habe, sprach er gerührt seine Freude darüber aus, daß dieser Mann, den die Zucht der Kirche so hart getroffen, doch nicht von ihr abgefallen sei und den verzeihlichen Unmuth gegen den Vater nicht auf den Sohn übertragen habe, und bezeugte die Achtung, die er, abgesehen von seinen Verirrungen, stets gegen ihn empfunden, mit dem Auftrage, ihm dies gelegentlich auszusprechen, wozu mir leider der Anlaß vor Diestels Tode nicht mehr geworden ist.

Es ist schon angeführt, daß er seinen Beruf im Konsistorium bald und immer mehr lieb gewonnen habe. Allerdings kommt in seinen Schreiben an den Minister und an Nicolovius wiederholt der Wunsch vor, davon entbunden zu werden: schon in den ersten Jahren, dann 1826 und zehn Jahre später von Neuem. Aber niemals, wie im Anfange rücksichtlich der Professur, weil er den Versuch für mißlungen hielt. Im Jahre 1833 schreibt er dem Minister: „Meine Theilnahme an der allgemeinen Kirchen-Verwaltung in Konsistorium und Regierung ist nicht erfolglos geblieben. Meine Vorgesetzten haben mir stets ihre Zufriedenheit bezeugt und, wo tiefere Unterscheidung und ernstere Behandlung nöthig schien, mir die Arbeit aufgetragen. Die evangelischen Kirchen im Ermlande haben weit über Verdienst, nächst der Gnade Sr. Majestät, mich als ihren wesentlichen Begründer öffentlich genannt und stets als ihreu Berather und Vertreter betrachtet. In dreizehn Jahren habe ich alle Kandidaten, größtentheils doppelt, in Facultät und Konsistorium examinirt. In dieser Zeit habe ich bis vorigen Herbst den

Vortrag bei Stellenbesetzungen gehabt und so mich dabei geführt, daß die jetzige Direktion des betreffenden Departements nicht blos meinen Abgang sehr ungern gesehen, auch mich durch eine von mir ganz ungesuchte Verwendung geehrt hat. Mit einer großen Zahl Geistlicher bin ich bekannt worden, und gewiß, je mehr sie werth sind und je ernstlicher sie es meinen, um so mehr Achtung und zum Theil Liebe wenden sie mir zu." An Denselben im Jahre 1835: „Meine bisherige amtliche Thätigkeit war so zusammengesetzt, und die geistige Spannung, welche sie auch außer eigentlicher Arbeit forderte, so groß, daß ich mich jetzt im einundsechzigsten Jahre unfähig fühle, in solcher Weise länger fortzuwirken. — Glücklicherweise sind die Verhältnisse so, daß sie der Gewährung meiner gehorsamsten Bitte um die angegebene Erleichterung entgegenkommen. Im Konsistorium wird meine Gegenwart künftig entbehrlich, wenn nicht hinderlich sein. — Doch es thut mir sogar weh, meine Mitwirkung Verhältnissen zu entziehen, wo sie mit allgemeiner Achtung von denen erkannt worden ist, die ihr nahe genug standen, um sie würdigen zu können; weh, weil ich das innere Bewußtsein habe, den vollen Sinn der Wahrhaftigkeit, Redlichkeit und Billigkeit mit Eifer für die Sache selbst darin verbunden zu haben. Es ist sehr natürlich, daß der, welcher irgend Etwas oder irgend Jemand mit wahrer Liebe pflegte, bei der Trennung dem Gedanken Raum giebt, es werde künftig dem, wovon er scheidet, diese Liebe und Pflege fehlen. Wenn daher Euer Excellenz es gut und thunlich finden, daß ich gerade dem Konsistorialgeschäft ferner eine wesentliche Theilnahme widme, so bin ich dazu noch so bereit wie früher." Hier ist es wohl an der Stelle, auch etwas über sein späteres Verhältniß zu seinen Kollegen, insbesondere zu seinem vieljährigen Chef, dem Oberpräsidenten von Schön, mitzutheilen. Einmal im Dezember 1826 schreibt er an Nicolovius, da ihm auch Gedanken an den Rücktritt gekommen waren: „Nur das Eine setze ich hier ausdrücklich noch hinzu, daß mein Wunsch schlechterdings nicht aus den Verhältnissen jener Stellung hervorgeht, sondern nur aus der Einsicht, so vielfachen Anforderungen nicht ohne Nachtheil für die Arbeiten selbst und für meine Gesundheit genügen zu können. Vielmehr würde bei mehr Muße das Geschäft der Aufsicht

und Verwaltung mich sehr interessiren, und ich glaube dort in mancher Beziehung mit Nachdruck und Erfolg gearbeitet zu haben. Persönlich habe ich mich nicht nur des Zutrauns des Herrn Oberpräsidenten von Schön zu erfreuen und kann versichern, daß die von ihm ausgehende Belebung des geistlichen Geschäftskreises mir sehr angenehm ist; auch meiner übrigen Vorgesetzten und meiner Kollegen kann ich nicht anders als mit Zufriedenheit erwähnen." Und im Februar 1830 sagt er Herrn von Schön selber: „Die hohe Achtung, ja die geistige Liebe, welche ich gegen Euer Excellenz im Herzen trage und um so tiefer und wahrer, je weniger ich sie auszusprechen beflissen bin, macht mir meine Stellung im Konsistorium höchst erfreulich." Es findet sich keine Spur, daß er auch später jemals anders gedacht oder empfunden hätte. Von großer Bedeutung mußte für ihn der Eintritt des neuernannten Generalsuperintendenten Dr. Sartorius in allen diesen Beziehungen sein. Bald nach dessen Ankunft im Herbste 1835 äußerte er sich über ihn in einem Briefe an Nicolovius mit folgenden Worten: „Erfreulich ist die Stellung der jetzigen kirchlichen Verhältnisse vermöge des Eintritts unseres neuen Generalsuperintendenten. Unser Sartorius verbindet mit der restauratorischen Richtung, die ihn empfohlen hat, so viel Verständigkeit, Offenheit, Gutmüthigkeit und ist augenscheinlich von Fanatismus so entfernt, daß ich recht herzliches Vertrauen zu ihm fühle. Ja er ist fast zu bescheiden, und ich möchte ihm ein stärkeres Gefühl seines Wollens und Vermögens wünschen; doch wird hoffentlich bei sich entwickelnder Thätigkeit die jugendliche Kraft sich entfalten und die Gravität des Berufes herrschend hervortreten, ohne daß die Humanität darunter leidet. Bei solchem Verhältniß habe ich durchaus keinen Grund, meine bisherige Wirksamkeit im Konsistorium aufzugeben, glaube vielmehr, daß Sartorius und ich uns in dem höheren und wesentlichen Sachverhältniß stets übereinstimmend begegnen werden. Auch glaube ich dadurch eine Pflicht zu erfüllen, denn aufrichtig gesagt, es überwiegt das negative Element im Kollegium so stark, daß ich den Ernst, womit ich das ganze Verhältniß zu nehmen gewohnt bin, noch nicht für entbehrlich halten kann." *)

*) Siehe 2. Beilage.

Darauf empfing er von Nicolovius, zugleich im Namen des Ministers, zur Antwort die Nachricht von einer Gehaltserhöhung mit den Worten: „Respekt für eine so billige, über Selbstsucht und jede Einseitigkeit erhabene Gesinnung.“ Er seinerseits aber schrieb:

„Seele des Menschen, wie gleichst du dem Wasser!
Schicksal des Menschen, wie gleichst du dem Wind!
So möchte ich mit Göthe im Andenken an den Empfang Ihrer gütigen Zuschrift ausrufen, wenn ich bedenke, wie belebend sie in meine Seele gedrungen ist. Denn ich war wirklich innerlich verkümmert und schwer verletzt, und so kam der Balsam wie gerufen, wie Gott gesandt. Er lag aber nicht sowohl und vorzugsweise in der Nachricht, die Sie mir gaben, als eigentlich und wesentlich in dem Zeugniß von des Herrn Ministers und Ihrer gütigen Theilnahme und Fürsorge. Die Liebe wird ohne Wohlthun nicht erkannt, aber sie bleibt stets ein höheres Gut als das Wohlthun. Und namentlich ich habe wohl ein bewegliches Gemüth, dem oft Erquickung Noth thut; aber doch ist mir der achtende Händedruck eines Edlen höhere Erquickung, als irgend äußerliche Gunst. Ist das nicht auch im höchsten Sinne die Erquickung, welche Christus verheißt, und die eigentliche Kraft des Glaubens an ihn?“ Nicht lange mehr sollte er sich dieses edlen und gütigen Vorgesetzten erfreuen; Nicolovius schied 1839 aus dem geistlichen Ministerium und von ihm mit folgendem Briefe: „Ihr gütiger Abschiedsgruß ist mir eine Aufforderung geworden, die Jahre unserer Bekanntschaft und amtlichen Verbindung zu überdenken, und wie mein Scheiden aus den Geschäften mir vielfachen Anlaß gegeben, mich vor meinen eigenen Richterstuhl zu stellen und ernste Rechenschaft abzulegen. Mir ist hiebei das Zeugniß geworden, daß ich Sie, ein heilig gehaltenes Vermächtniß meines geistigen Vaters Friedrich Heinrich Jacobi, unverbrüchlich in hohen Ehren gehalten, Ihren edlen Geist überall erkannt und Ihres Einflusses auf Ihre Kreise als eines Salzes mich erfreut habe. Ist es im Drange der Geschäfte mir nicht möglich gewesen, Ihnen diese Gesinnung schriftlich zu bezeugen, Ihnen meine Freude an Ihrem Wirken auszusprechen, auch wohl meinen Dank für viele gütige Erweisungen auszudrücken, so war nur jener peinliche Druck, niemals Erkaltung, Verkennung, Gleichgültigkeit

die Ursache. Nehmen Sie hier meinen innigsten Dank für Alles, was unsere Verbindung, Ihre Nachsicht, Ihre Wirksamkeit im Reich des Geistes mir gewährt hat, so ernst wie ich ihn fühle, ernst auf, und erhalten Sie mir Vertraun, Wohlwollen und freundliches Andenken."

Wie einflußreich auf seine persönliche Entwickelung und auf seine amtliche Wirksamkeit auch die Verbindung von drei verschiedenen, obwohl unter sich verwandten Berufskreisen gewesen, so mußte er doch die drückende Last derselben, zumal bei seiner frühzeitig schon gestörten Gesundheit oft und je länger um so mehr schmerzlich empfinden. Es war für den Theilnehmenden ergreifend, wie er dagegen und die davon unzertrennlichen Verstimmungen der Seele rang; und wahrlich, ohne die ununterbrochen treue, kräftige Unterstützung seiner ebenso charakterfesten als mild nachgiebigen Gattin würde er schwerlich diese lange Zeit hindurch so ausgedauert haben. Nicht ohne tiefes Mitgefühl liest man folgende Schilderung schon aus dem Jahre 1827: „Obgleich mir auch theorethisch einiger Trieb und einige Kraft einzuwohnen scheint, obgleich meine Gesundheit auf dem Wege der Wiederherstellung, und so meiner bisherigen Thätigkeit noch kein eigentliches Ziel gesetzt scheint, so kann ich doch Euer Excellenz das Geständniß nicht zurückhalten, daß diese Thätigkeit über meine körperlichen und sonach über meine geistigen, nur zu sehr an körperliche Munterkeit gebundenen Kräfte geht, und daß ich nicht nur durch das schmerzliche Gefühl der Ueberladung, auch durch das viel schmerzlichere leide, keiner meiner Verpflichtungen recht genügen zu können, ohne daß ich die übrigen vernachlässige. Ich muß fertig werden, das ist die Hauptsache, das ist unerläßlich; und so thue ich freilich mein Aeußerstes, fühle aber nur zu tief, daß es einzeln und für sich betrachtet viel zu wünschen übrig läßt. Und dabei von Sonntag früh bis Sonnabend Abend stets derselbe Drang zu arbeiten; selten Zeit zu einiger Erholung; keine andere Ruhe, als wenn Abspannung das Arbeiten und selbst das studirende Lesen unmöglich macht. Euer Excellenz mögen mir gewiß vertrauen, daß ich nicht so spreche, als suchte ich lässige und träge Tage; ich liebe die Arbeit, ja sie ist, moralische Genüsse abgerechnet, der einzige Reiz meines Lebens; und vermöchte ich, meiner Tageszeit früh zwei Stunden und Abends zwei Stunden

bei kräftiger Seele zuzusetzen, so wollte ich fröhlich so fortwirken und Andere wie mich zufriedenstellen. Aber mein Lebensstrom reicht nicht hin, so viele Mühlengänge zu treiben." Im Jahre 1840 fand er sich daher bewogen, die Theilnahme an den Regierungs- und an den Fakultätsgeschäften ohne die Collegien aufzugeben. Er begründet dies in einem Schreiben an das geistliche Ministerium, dem sein vieljähriger Gönner von Altenstein nicht mehr vorstand, auf folgende Weise: „Wenn ich erwäge, welche Anstrengung es mir kostete, im geistlichen Amte einer ausgezeichneten Gemeinde als Kanzelredner und in einer ausgebreiteten Seelsorge zu genügen, eine bedeutende Function als geistlicher Rath auszufüllen, und zugleich eine Professur mit der nach meinem eigenen pflichtmäßigen Bewußtsein ihr gebührenden Kraft und Würde zu verwalten; wenn ich erwäge, wie diese verschiedenen Verpflichtungen sich durchkreuzten und gegenseitig lähmten, wie sie meine beunruhigte Seele gleichsam zerrissen und bei einer concentrirten beharrlichen Thätigkeit, die mir kaum für Familie geschweige für Gesellschaft und erheiternde Lectüre einigen Sinn des Genusses ließ, dennoch stets von dem für meinen redlichen Willen so höchst schmerzlichen Gefühle der Mangelhaftigkeit begleitet waren: wenn ich das erwäge, so kann ich auf jene Zeit nur als auf einen Feldzug zurücksehen, der zwar nicht ganz ohne Gewinn geblieben, doch hart und erschöpfend gewesen ist, daß ich mich nicht wundern darf, mich vor der Zeit entkräftet und bei aller Ausbildung eines Veteranen für ein verhältnißmäßig viel geringeres Thun kaum mehr fähig zu finden." Seine größeren Urlaubsreisen nach dem Westen zu Erfrischung der Geistes- und Körperkraft 1824, auf welcher er seine Mutter zum letzten Male sah, dann 1829 und 1835, sind gelegentlich schon angeführt worden. Außerdem pflegte er in jedem Sommer mit seiner Familie oder einzelnen Gliedern derselben an der See in Rossehnen, Krartepellen, Neukuhren, Cranz, Neuhäuser, oder in ländlicher Ruhe auf den nahe gelegenen Hufen einige Wochen hindurch Erholung und Stärkung zu suchen. Dennoch kamen mitten in der Arbeitszeit je später um so häufiger Stimmungen über ihn, die er mit diesen Worten schildert: „In den Stunden, wo die Arbeit aufhört und ich mich erholen

sollte, bin ich dann so erschöpft, und die Seele ruht so schwermüthig in sich selbst, daß ich mich im Selbstbewußtsein nicht anders als höchst unglücklich fühlen kann." Gewiß rührte das von seiner, bei Männern seltenen, überaus feinen und empfindlichen Nervenbildung her, die mit seiner beweglichen Lebendigkeit und reichen Fruchtbarkeit des Geistes wieder auf das engste zusammenhing; Beides oft für ihn eine drückende Plage, besonders bei gestörtem Nachtschlaf und durch Träume. Aus solchen Zuständen der Hemmung suchte er sich später dadurch zu befreien, daß er nach Umständen für einen oder einige Tage zu seinen verheiratheten Kindern nach Braunsberg oder Heiligenbeil oder auch nur auf Stunden nach dem näheren, freundlich gelegenen Neuhausen kam.

Dies führt auf die theils trüben, theils frohen Ereignisse in dem zahlreichen Kreise seiner Familie, deren nur kurze Erwähnung geschehen kann. Im Jahre 1820 starb sein Vater, sechs Jahre darauf seine Muter; beide erlebten also nicht den Höhepunkt, wohl aber die erste Blüthezeit seiner ungewöhnlichen Leistungen. Von seinen Kindern verheiratheten sich während dieses Zeitraums sieben: die älteste Tochter Sophie am 1. Oktober 1822 mit dem damaligen Actuar beim Stadtrath, jetzt Landgerichtsrath Vater in Dresden; der älteste Sohn August am 20. December 1824 mit Minna, Tochter des Geheimenrath Frey; die zweite Tochter Antonie (Tony) am 21. September 1825 mit dem damaligen Pfarrer Bock in Mehlsack, später in Braunsberg, jetzt Regierungs-Schulrath in Gumbinnen; die dritte Tochter Ferdinande (Nanny) am 21. December 1827 mit dem damaligen Prorektor Dr. Ohlert, später Professor, zuletzt Superintendent in Heiligenbeil; der zweite Sohn Otto am 16. Januar 1829 mit Louise, Tochter des Ober- und Stadtwundarzt Kauffmann in Gerdauen; die vierte Tochter Agnes am 8. Mai 1835 mit dem Pastor Preuß zu Modelsdorf in Schlesien; der jüngste Sohn Bernhard am 30. Mai 1836 mit Ottilie, Tochter des Kaufmann Pfaul in Braunsberg. Unter diesen starb der zweite Sohn Otto nach kurzer Ehe als Besitzer eines kleinen Landgutes im November 1829. Ebenso schmerzlich empfand er den frühen, Pfingsten 1839 erfolgten Verlust seines Schwiegersohnes, des Superintendenten Dr. Ohlert, den er auch als Schriftsteller hochschätzte,

wie wiederholte Anführungen in seinen Werken beweisen. Eine der drückendsten Prüfungen für ihn war die langwierige Krankheit seiner Gattin seit dem Jahre 1832, deren Heilung später der Einsicht und unermüdeten Sorgfalt ihres jüngsten Sohnes Bernhard gelang, welcher damals praktischer Arzt in Königsberg war. Dem geselligen Leben, welches ihn durch das offene Entgegenkommen und herzliche Wohlwollen der Königsberger anzog, versagte er sich nur ungern, wenn Arbeitslast oder leidende Gesundheit ihn hinderte. Mit verschiedenen ehrenwerthen Familien stand die seinige in näherem Umgange, den er gern auch theilte. Unter ihnen sei nur die des Buchhändler und Bancokassirer Nicolovius genannt, welcher die hier fremd Angekommenen zuerst mit derselben unvergleichlichen Güte empfing, deren Proben von seinem Bruder in Berlin vielfach schon mitgetheilt sind, worin er wie dieser mit derselben unverbrüchlichen Treue bis zum Scheiden beharrte. Der treffliche Mann kannte kaum eine andere Freude, als Anderen Freude zu bereiten. Wer von bedeutenden Personen um diese Zeit und schon früher nach Königsberg kam und ihm erreichbar war, mußte im Kreise seiner zum Theil ausgezeichneten Freunde sein Gast sein. Besonders war ihm nie wohler, als wenn er mit seinen Töchtern und Neffen eine recht zahlreiche Schaar von Freundinnen und Freunden ihres Alters beim Tanze oder auf Landfahrten reichlich doch einfach bewirthet in der vollen frohen Heiterkeit der Jugend um sich vereint sah, ohne daß er etwas davon hatte, als den Anblick ihrer Freude und das Bewußtsein, sie veranlaßt zu haben. Ein ächter Königsberger nach alter Art, der mit eifersüchtiger Liebe und rührender Begeisterung an seiner Vaterstadt hing, aber auch, was er konnte, mit eigener Aufopferung zu ihrem Ruhme that. Bisher habe ich nirgend eine öffentliche Erwähnung seiner gefunden, die er doch so sehr verdient. Unter den hervorragenden Männern der Wissenschaft und des Beamtenstandes jener Zeit gab es wohl keinen, mit dem mein Vater nicht in mehr oder minder nahe gesellige Beziehung gekommen wäre. Von den Verstorbenen sind besonders Hagen, Burdach, Bessel, Schweigger, Frey, Reusch, Becker und der Kanzler von Wegnern zu nennen, mit Uebergehung anderer und aller noch lebenden älteren

und jüngeren, nahen und fernen Freunde. Jedenfalls hat sich ihm hier auch von dieser Seite ein Reichthum des Lebens erschlossen, nach dem er früher so oft das sehnlichste Verlangen aussprach, und bei dem er nur beklagte, daß ihm sein Beruf und sein wiederkehrendes Körperleiden den Genuß in so beschränktem Maße verstattete. Gleichwohl war sein ganzes Herz dadurch gewonnen, so daß er schon 1821 mit einer Bitte um Versetzung an Nicolovius in Berlin schrieb: „O die Königsberger sind gut, sehr gut, und ich werde mich ihrer stets schmerzlich und mit Liebe erinnern." Zwanzig Jahre später und bis in seine allerletzten Tage war diese Gesinnung nicht nur noch dieselbe, sondern vielmehr verstärkt in ihm lebendig, und auch jenseit wird er sein treues, liebereiches Herz für uns bewahrt haben.

In der schon angeführten Eingabe aus dem Jahre 1840 sagt er: „Der Anfall eines Nervenfiebers im Spätherbst 1835 nahm nicht nur die von einer längeren Reise im Sommer desselben Jahres gehoffte körperliche Stärkung weg; es blieb mir auch seitdem eine Neigung zu nervösem Kopfschmerz und Congestionen, welche in Zufälle übergingen, denen anfangs auf Tage, später auf längere Zeit empfindliche Abspannung folgte." Man war so sehr an seine häufigen Klagen gewöhnt, daß sie nicht weiter beunruhigten, wenn sie auch nicht für grundlos gehalten wurden. Im Sommer 1841 hatte ihn der Aufenthalt auf dem kürzlich von seinem jüngsten Sohne erworbenen, überaus reizend gelegenen Gute Wogenab um so mehr erfreut und erheitert, da er immer ein Freund der schönen Natur war. Anscheinend kräftig kehrte er nach Königsberg zu seinen Geschäften zurück. Aber wenige Monate darauf, am 14. November, einem Sonntage, nachdem er noch mit gewohnter Lebendigkeit gepredigt hatte, wurde des Abends durch einen heftigen Schlaganfall seiner Berufsthätigkeit ein plötzliches und betrübendes Ziel gesetzt; nach der Erklärung seines Arztes und Hausfreundes, des Professor Dr. Hirsch, das Ergebniß jenes oben geschilderten Kampfes gegen jährlich zunehmendes Ermatten. Zwar erholte er sich wieder, besonders während eines längern Sommeraufenthaltes 1842 in Wogenab, faßte auch, nachdem er im Februar schon seine Entlassung erbeten hatte, die Hoffnung, mit Annahme eines Adjunkten für sein Pfarramt

noch länger der Professur vorstehen zu können, und der Senat wählte ihn sogar noch einmal zum Prorektor. Als er indeß im Herbste nach Königsberg zurückgekehrt war, überzeugte er sich doch von der Unmöglichkeit, auch nur eins seiner bisherigen Aemter weiter fortzuführen. Aber das wollte er nicht dulden, als ihm aus irgend einer Unkunde die Auszahlung seines Gehaltes verweigert wurde, indem er erklärte, er sei von Sr. Majestät angestellt, und Niemand dürfe ihm eins seiner daraus fließenden Rechte verkürzen, bis er von Sr. Majestät die Entlassung erhalten habe. Die verletzende Maßregel wurde sogleich zurückgenommen, und er empfing eine gnädige Entlassung unter dem 12. Februar 1843 mit einem reichlichen Gnadengehalt und dem rothen Adlerorden dritter Klasse an der Schleife, nachdem er dessen vierte Klasse am 18. Januar 1834 erhalten hatte. Nach seiner Eigenthümlichkeit erfreute ihn mehr als diese Auszeichnung ein theilnehmendes Königswort: „Ich habe Kähler's Angelegenheiten so entschieden, daß er hoffentlich zufrieden sein wird." Ja er war nicht nur damit zufrieden, sondern bis an sein Ende erweckte jedesmal die Nähe des huldvollen Königs, an dem er mit der ganzen Liebe und Treue eines Preußen wie an seinem hochseligen Vater hing, in ihm das Verlangen, demselben noch persönlich seinen Dank auszusprechen. Nächstdem rühmte er dankbar die zarte und gütige Behandlung dieser Angelegenheit durch seine unmittelbaren Vorgesetzten, den Oberpräsidenten Böttcher und den Regierungs-Bevollmächtigten an der Universität, Geheimenrath Reusch. Als die Nachricht von seiner Entlassung aus dem Dienste bekannt wurde, erhielt er zahlreiche Beweise ungewöhnlicher Achtung und Liebe in Zuschriften von dem Konsistorium und noch besonders von dem Generalsuperintendenten, von dem Senat der Universität, von der theologischen Fakultät, von dem geistlichen Ministerium der Stadt, von dem Presbyterium der löbenichtschen Gemeinde und von vielen einzelnen Personen verschiedener Stände. Seine bisherige, ihm sehr liebe Gemeinde ohne Abschiedspredigt verlassen zu sollen, war für ihn ein großer Schmerz; deshalb sammelte er alle seine noch nicht ganz gebrochene Kraft zu einem „Abschiedswort an meine kirchlichen Freunde", welches er 1843 drucken ließ. Es beginnt mit dem rührenden Gebete: „O wenn mein Wort jemals Dich,

mein Gott und Herr, und Dich, Herr Jesu, als seinen Sohn und menschlichen Mittler aufrichtig verkündet hat, wenn jemals Ernst und Freudigkeit, Wahrheit und Kraft Deines Geistes in meinem Worte war, so gieb mir, dem zusammengesunkenen Greise, noch einmal Muth und Freudigkeit des Geistes zum letzten Zeugniß von Dir und Deiner Macht und Gnade, vor denen, von welchen ich nun scheide. Amen." Ueber das Schriftwort Röm. 1, 16. „Ich schäme mich des Evangeliums von Jesu Christo nicht, denn es ist eine Kraft Gottes, welche selig macht Alle, die daran glauben" — spricht er davon, daß wir einer solchen Kraft Gottes, welche selig macht, und zwar schmerzlich bedürfen, und daß sie in Jesu Christo kräftig gewährt ist, woran er sein Abschiedswort knüpft. Die Gemeinde ließ sein Bild in Lebensgröße von Stobbe malen und in der Kirche aufstellen; ihm selbst schenkte sie sein Brustbild von desselben Meisters Hand, welches bei Aufzeichnung dieser Mittheilungen als ein theures Erbe ernst und milde auf mich herabblickt. Es ist sehr gut und mit unverkennbarer Liebe und Kunstübung ausgeführt; doch den schönen Glanz seiner Augen giebt es nicht wieder, denn er war damals erloschen und kehrte später nur für Zeiten zurück. Seine Schüler, eine sehr große Anzahl von Geistlichen und Kandidaten aus der Stadt und Provinz, vereinigten sich und bewiesen ihm ihre dankbare Anerkennung durch ein kostbares, schön gearbeitetes Theeservice von Silber und durch zwei große, werthvolle Porzellanvasen, auf deren einer das löbenichtsche Pfarrhaus abgebildet ist mit der Unterschrift: „Es ging ein Säemann aus zu säen seinen Samen" und auf der andern die löbenichtsche Kirche mit der Unterschrift: „und Etliches fiel auf ein gut Land." Er erwiederte darauf in einem Schreiben vom 15. November 1843, welches er Allen einzeln zusendete, und in welchem er Eingangs sagt: Nehmen Sie, geehrte und geliebte Freunde und Berufsgenossen, meinen tiefinnigen Dank für das Zeugniß Ihrer achtenden Zuneigung, welches Sie am Schluß meiner amtlichen Laufbahn mir in liebevollem Wort und glänzender Gabe gewährt haben. Ich habe schwer und treu gearbeitet und wohl immer des Beifalls mich erfreut, aber nicht ihn höher als mein eigenes Urtheil über Pflicht und Wahrheit gestellt. Um so rührender und tröstender

ist mir in dem Moment, wo ich scheide, daß Sie in freundlicher Anerkennung mein von Schwäche gebeugtes Gemüth ehrend emporheben und mit neuer Kraft erfüllen." —

Wer diesen Mittheilungen bis hieher gefolgt ist, wird hoffentlich Theilnahme genug für den Mann gewonnen haben, dessen Schilderung sie versuchen, um ihn auch noch in die Zufluchtstätte seines Greisenalters zu begleiten, und sich mit ihm des gnädigen Erntesegens zu erfreuen, welchen Gott ihm nach langer, angestrengter Mühe und Arbeit an seinem Lebensherbste schenkte, bis er selber als eine vollreife Garbe in die Scheuer seines Herrn gesammelt wurde.

Wenn man den vor Eröffnung der Eisenbahn sehr beliebten Weg von Königsberg nach Elbing über das frische Haff mit dem Dampfboote zurücklegte, so fand man auf der letzten Strecke desselben die Blicke angenehm gefesselt durch das im Südosten hoch aufsteigende mit Laubwäldern bewachsene Ufer, an welchem das Städtchen Tolkemit, das ehemalige Kloster Kadinen, das Landhaus von Panklau, der Fischerhafen Sukase, der Badeort Reimannsfelde und endlich bei der Einfahrt in den Elbingstrom auf einer der Terrassen, mit welchen die Höhe sich nach Westen absenkt, unter schönen Baumgruppen ein kleiner weißer Giebel hervortritt. Dort liegt Klein Wogenab, und in jenem weißen Giebel begrüßten ankommende Kinder und Freunde schon von ferne seinen letzten Ruhesitz. Die überaus fruchtbare Feldmark, ein anmuthiges Hügelland, ist von drei Seiten mit waldbekränzten Höhen umgeben, die im Osten bei Trunz bis zu sechshundert Fuß ansteigen und zahlreiche Bäche herabsenden. Nach der vierten Seite öffnet sich eine weite Aussicht auf den mächtigen, immer von Segeln belebten Wasserspiegel des Haffs bis zu der gegenüberliegenden bewaldeten Nehrung, und weiter westlich auf die üppige Niederung, welche von dem Elbing- und Nogatstrom wie von Silberbändern durchzogen wird, bis Marienburg, dessen Schloß sehr deutlich, und Danzig hin, welches nur von den höchsten Punkten mit bewaffnetem Auge zu erkennen ist. Unfern der Ostgrenze des Gutes schlängelt sich im tiefeingeschnittenen Thale zwischen schön bewachsenen Höhen hindurch einer von jenen munteren Bergbächen, der am Ende des Buchenparks, in welchen

der Garten des Gutshauses übergeht, einen Teich bildet, an welchem tief unten im Gebüsche versteckt ein fleißiges Mühlwerk klappert. Von dort gelangt man sehr bald in den Ziegelwald, dessen mit jungem Laubholz dicht bedeckte Hügel und Gründe die mannigfaltigsten Spaziergänge darbieten. Auf demselben Wege zurückkehrend, erblickt man, sobald der Park sich öffnet, jenseit eines dem Mühlbach zurieselnden Nebenbächleins, dessen beide Uferhöhen mit ihrer Einsenkung einen Theil des Gartens bilden, das gastliche Landhaus von Groß Wogenab mit seinem Säulendach und seinen hellglänzenden Spiegelscheiben, umgeben von mächtigen Bäumen. Ungefähr tausend Schritte davon, nach der Niederung zu, doch etwas höher, liegt das Vorwerk Klein Wogenab; und auf dem Wege dahin zeigen sich links nach Südwesten fast ganz hinter Obstbäumen und Linden versteckt die Giebel des Nachbargutes Roggenhöfen, welches wie ein Zwilling mit Wogenab von derselben Umgrenzung durch Höhen, Wald und Wasser eingeschlossen ist. Beide Güter gehören zu der Kirche in dem höher hinaufliegenden Dörbeck, welche von dem Pfarrer in dem noch viel höher gelegenen Lenzen mit besorgt wird. Das Klima ist auffallend milder als in Königsberg, weshalb das Frühjahr dort wohl vierzehn Tage eher beginnt, als hier, und die edelsten Kernobstsorten vortrefflich und in Fülle reifen. Die ganze Gegend in der Nähe und Ferne ist so reich an mannigfachem Wechsel landschaftlicher Schönheit, daß man kein Dichter sein dürfte, um von ihr anziehende Schilderungen zu entwerfen, wobei die Wahl nicht schwer fallen würde, weil dort Alles reizend und anmuthig ist.

Auch Sommerfeld, sein Geburtsort, hat eine für jene Gegend freundliche Lage; Meißen, wohin er als Knabe kam, an dem mächtigen Elbstrome, übertrifft jenes so weit, als dieses wieder von dem reichen Frankenlande zurückgelassen wird, in dem er seine Studentenzeit verlebte. So hatte es seiner ohnehin dafür empfänglichen Seele in der Jugend an Weckung des Sinnes für Naturschönheiten nicht gefehlt, welcher dann auch lange Zeit seinen Wunsch nach einer Landpfarrerstelle wach erhielt, deren Umgebung diesen Sinn befriedigen könnte. Canig und Cottbus in der vorherrschend sandigen Niederlausitz ohne Berge boten das nicht; und

in Königsberg gestattete der Drang der Geschäfte kaum die nöthige Zeit zu dem täglichen Spaziergange auf den Wällen oder nach den Hufen. Wie dankbar froh empfand er es nun und sprach es unzählig oft aus, daß Gott ihm nach vollendeter Arbeit am Feierabend seines Lebens einen solchen Ruheplatz bereitet und zugewiesen hatte. Schon im Sommer 1842, während des Aufenthaltes der Eltern in Groß Wogenab, war der Bau eines Hauses für sie in Klein Wogenab beschlossen und begonnen worden, an welchem der Vater besonders lebhaften Antheil nahm. „Ich sehe — erzählt mein Bruder — ihn und die Mutter noch auf einem Fundamentsteine sitzen, da das Fachwerksgebäude gerichtet war, und der Zimmermann oben auf dem Giebelsparren stehend seinen Bauspruch sprach, wie beiden Eltern sich die Augen mit Thränen füllten, als sie in der Erinnerung an die weit zurückliegende Vergangenheit ihres Häuschens in Canig gedachten, an dessen Stelle der oft verheißene und lange ersehnte Neubau niemals trat, und nun hinblickten auf die nächste Zukunft, die ihnen wieder ein ähnliches Häuschen darbot."

Im Mai 1843 siedelte der Vater von Königsberg nach Wogenab über: mit ihm seine bewährte Lebensgenossin; seine dritte Tochter, die verwittwete Superintendentin Ohlert mit ihren vier Kindern, die schon seit dem früher erwähnten Tode ihres Gatten bei ihm gewohnt hatte; seine jüngste noch unverheirathete Tochter Auguste; endlich eine treue Dienerin, welche der Familie bereits von Cottbus nach Königsberg gefolgt war, Wilhelmine Lange, unter uns kurzweg Minchen genannt, und allen Denen wohlbekannt, die nähern Zutritt im Hause hatten. Auf dem Wege dahin bei ihren Kindern, dem damaligen Pfarrer Bock und dessen Frau in Braunsberg, erkrankte die Mutter; da aber keine Gefahr vorhanden war, so trieb den Vater die Sehnsucht ohne sie nach Wogenab. „Als er hier — sagt mein Bruder — das freundliche neue Häuschen sah, Alles sauber und rein, umarmte er mich und dankte mit Thränen: ich hätte ja vielmehr gethan, wie er verlangen und erwarten könnte. Bald kam die Mutter nach; das Häuschen wurde bezogen und, Gott sei ewig gedankt, länger von ihnen bewohnt, als wir damals hoffen durften." Es barg unter einem Rohrdache drei

größere heizbare sehr freundliche Zimmer, zwei kleinere unheizbare Stübchen, deren eins zur Aufnahme von Gästen im Sommer eingerichtet war, nebst den nöthigen Wirthschaftsräumen, und hatte vor der Thür eine stattliche an den Seiten durch Fenster geschützte Vorlaube oder Veranda. Der Hauptschmuck in den sonst einfach ausgestatteten Zimmern bestand aus allerlei Familienbildern bis zu den Urgroßeltern hinauf. Die Familie Ohlert bewohnte das etwa anderthalbhundert Schritt entfernt gegenüber liegende alte Gutshaus.

Nun begann in vieler Hinsicht eine Wiederholung des früheren Lebens der Eltern in Canig; allerdings ohne die Frische, den Muth und die Hoffnung der Jugend und zugleich ohne die Sorgen, Entbehrungen und vielfach drückenden Verhältnisse jener Zeit, aber für Beide besonders dadurch wohlthuend, daß sie zu einzelnen damals ihnen liebgewordenen Beschäftigungen zurückkehren konnten: so der Vater zu freiem Studium, zum Gartenbau und zu seinen Spaziergängen; die Mutter zu der ländlichen Hauswirthschaft; Beide zur Uebung altgewohnter Gastlichkeit.

Er erholte sich in den ersten Jahren mehr und mehr; die Lähmung der Zunge und anderer Glieder verschwand allmälig; seine Rüstigkeit nahm sichtbar wieder zu und hielt sich mit vorübergehenden Unterbrechungen längere Zeit, so daß er ausgedehnte Spaziergänge in Feld und Wald oder, wie er immer sagte, in den Busch unternehmen konnte. Mein Bruder theilt davon mit: „Gern sah er es, wenn er einen Begleiter hatte, und war es auch nur Eins von den kleinen Kindern. Konnte er mit einem Erwachsenen gehen, so machte es ihm besondere Freude, neue Wege zu führen; er verirrte sich zwar fast jedesmal, wollte es aber niemals eingestehen, und fand sich schließlich doch wieder zurecht. Zogen Wolken auf, und erinnerte man ihn an die Gefahr, vor Erreichung des schützenden Daches gründlich durchnäßt zu werden, so hatte er stets Gegengründe: es werde nicht so schlimm kommen, der Punkt sei gar zu schön; und weiter ging es. So wanderten wir, die jüngste Schwester, eine Freundin, die sich dessen wohl noch erinnert, und ich mit ihm eines Morgens in den Ziegelwald. Der Vater voran führte schmale Fußpfade und beachtete nicht, daß die Mädchen schon vom feuch-

ten Grase durchnäßt wurden. Glücklich erreichten wir endlich am Ufer eine hohe Spitze; höchst zufrieden, durch und durch heiter sah er sich um und mit Schalkheit nach dem geopferten Schuhwerk blickend, rief er die Mädchen, denen er triumphirend die schöne Aussicht zeigte. Sie war in der That schön und wurde noch schöner; denn aus der See thürmten sich dichte Nebel auf, wälzten sich über das Haff, verdunkelten Wasser und Land und prasselten endlich in den dicksten Tropfen auf uns herab, daß an ein Entfliehen nicht zu denken war, und wir Einer hinter dem Andern langsam den Rückweg antreten mußten. Das war Etwas für den Vater; Witz und Laune verließen ihn nicht einen Augenblick. Unter hellem Lachen und seelenvergnügt begrüßten wir endlich die besorgte Mutter in der Veranda, die auch nie fehlte, wenn es einen Scherz gab, und nun ihrerseits die Naturschönheiten-Entdecker gründlich auslachte."

„Solche Spaziergänge machte er immer erst nach zehn Uhr Vormittags und niemals später als sechs Uhr Abends. Nach dieser Stunde verlangte er seine gewohnte Abendunterhaltung, mochte auch das Wetter so schön sein, daß alle Andern sich hinaussehnten. Wurden die Kinder ihm untreu, so mußte die Mutter bei ihm aushalten. Er stand wie in Königsberg des Morgens um sechs Uhr auf, studirte und schrieb eifrig theils Aufsätze wissenschaftlichen Inhalts,*) theils Briefe bis um zehn Uhr. So trieb er es in den ersten sieben Jahren seines Hierseins mit seltenen Ausnahmen und ließ sich dabei ungern stören. Anfangs wollte er seine Arbeiten noch drucken lassen, und nur durch offene Einrede oder angewendete List gelang es mir mit Hilfe der Mutter, dies zu hindern. Die durch das Vorlesen entzückten Frauen haben mir es oft sehr erschwert, weil ihr Beifall ihn in dem Wunsche der Veröffentlichung bestärkte. Wie vortrefflich auch Vieles darin war, so mangelte doch die gleichmäßige Durchführung, und überdies enthielten diese Aufsätze nichts, was nicht schon in seinen vorhandenen Schriften der Welt übergeben war. Sehr häufig knüpften sich daran lebhafte und anziehende Gespräche, namentlich über Dogma, Dogmatik, Kirche, Kirchlichkeit und Judenthum; auch gab der älteste Bruder nicht selten Veranlassung dazu. Wir

*) Siehe 3. Beilage.

standen dann gewöhnlich im Gegensatze, die selige Mutter mir zur Seite als treue Helferin, wobei wohl vorkam, daß wir beide sehr lebhaft wurden, und ich weiter ging, als ich wollte und mir eigentlich zukam. War ich auf einen bittenden Blick der Mutter still und er ruhiger geworden, so reichte er mir gewiß jedesmal die Hand mit den Worten: „ich weiß, daß wir im Grunde Eins sind." „Und ebenso mit August" — fügte dann die immer ausgleichende Mutter hinzu. „Ja gewiß!" betheuerte der Vater.*) Wie viele Vormittage sind uns in dieser Weise vorübergegangen? Späterhin griffen ihn die Arbeiten und solche Unterhaltungen an; diese unterließ ich, soviel es ging, und von jenen rieth ich ernstlich ab. Oft hat er mir aber entgegnet: „Du nimmst mir dadurch das Leben." Weil ich seinen Einwurf als wahr anerkennen mußte, bat ich ihn, die spekulativen Forschungen einzustellen, die das Lebensmark am meisten verzehren, und seine Zeit der Aufzeichnung seines reichen Lebens zu widmen. „Ja, antwortete er, das ist Eins; mein äußeres und geistiges Leben gehen der Art in einander, daß beide nur verständlich werden, wenn sie sich gegenseitig bedingend zur Darstellung kommen; und das würde ein Werk werden." Nun dann, erwiederte ich, einzelne Erfahrungen, Charakterzüge u. s. f. Dazu konnte er sich aber nicht entschließen; fand auch einmal ein Versuch statt, nahm er die alten Briefe vor, um die Vergangenheit in der Erinnerung aufzufrischen, so verlor er sich doch bald in seine spekulativ-ethischen Untersuchungen, und wir kamen nicht vorwärts."

„Die Stunden, welche er nicht am Arbeitstische oder auf Spaziergängen und Fahrten zubrachte, verlebte er, wenn das Wetter es nur irgend erlaubte, in dem Garten, den er selbst hinter dem Hause anlegte, wo bereits einige alte Obstbäume im Sommer erquickenden Schatten und im Herbst reichliche Ernten gewährten. Schon im zweiten Jahre vergrößerte er denselben um einen Morgen, damit er seinen Gartenbau ausdehnen konnte." Dieser Garten bildete ein längliches Viereck mit südlicher Abdachung und vortrefflichem Boden, später mit einer Weißdornhecke umpflanzt, und war durch einen schmalen Weg

*) Siehe 4. Beilage.

der Länge und der Quere in vier Quartiere eingetheilt. Diese bepflanzte er regelrecht mit jungen Obstbäumen; lauter berühmte Sorten, die aus Lübeck verschrieben waren, und über die er sorgfältig ein besonderes Register führte. Dazwischen baute er das köstlichste Gemüse aller Art, Kartoffeln, Kohl und Rüben. „Von der Blumenzucht wollte er dagegen nicht viel wissen; er freute sich zwar an einer Rose, mehr aber um sie, wie er sagte, todtzuriechen. Es gehörte gewissermaßen zu seinem Gleichgewichte, daß er, der Phantasiereiche, Leichtbewegliche, selbst Unbeständige, sich in dieser Richtung mehr dem blos hausbackenen, sparsamen Thun zuneigte; völlig im Gegensatze zu der Mutter. Erst in den letzten Jahren gestand er ihr zu, daß sie auf ein kleines Quartier im Garten Sommerblumen und auf die Rabatten zwischen Stachel- und Johannisbeersträuchern Rosen und Staudengewächse oder Georginen pflanzen durfte. Bei seinen Arbeiten im Garten war er sehr emsig; täglich besuchte er jedes Bäumchen und kam dann gegen Mittag schweißtriefend aber seelenvergnügt in das Zimmer, wenn er mich bei der Mutter vermuthete. Er wurde um so emsiger, wenn die Zeit der Ernte kam: dann brachte er die Taschen voll von Obst herein, das er auseinanderschnitt, um zu sehen, wie weit es gereift wäre; und je mehr die Mutter dies tadelte und dagegen eiferte, um so behaglicher war ihm dabei. Etwas ließ er in dieser Gartenarbeit nach, als er einmal von der Gartenleiter gefallen war und sich den Fuß verstaucht hatte, was ihn einige Wochen hindurch zum Liegen nöthigte. Er hatte einen Fruchtring schneiden wollen und nicht darauf geachtet, ob die Leiter auch feststand." Wer ihn bei guter Jahreszeit besuchte, den führte er in seinen Garten; je mehr Kunde und Theilnahme man zeigte, um so mehr fand er sich befriedigt. Seine Freude stieg mit Entfaltung der kunstgerecht gezogenen Baumkronen; und da endlich auf ihnen die Früchte so reichlich wuchsen, daß er Kisten voll davon seinen Kindern in Königsberg und Gumbinnen zusenden konnte, fand er sich ungetrübter belohnt, als für manche schwerere und wichtigere Arbeit seines früheren mühevollen Lebens. „Immer blieb der Garten, besonders die Obstbäume darin, seine Liebhaberei; selbst noch im letzten Jahre, als er gar nicht mehr gehen konnte, ließ er sich wenigstens auf seinem Rollstuhl in den Hauptgang

ziehen, von wo aus er die Bäumchen mit liebevollen und schmerzlichen Blicken betrachtete."

Wie der Vater in seinem Garten, so waltete die Mutter mit dem ihr noch im hohen Alter eigenen festen und rüstigen Wesen in ihrem Häuschen; und da es weder an Mitteln noch an der erforderlichen Menschenhilfe fehlte, so übertrafen zu ihrer unverkennbaren Befriedigung die Erfolge ihres erfahrungreichen hausmütterlichen Waltens nicht nur Alles, was sie in Canig hatte erreichen können, sondern auch oft dasjenige, was ihre Töchter und Schwiegertöchter zu leisten vermochten, die ihr immer bereitwillig den Preis zuerkannten und lernbegierig auf ihre Rathschläge horchten. Oft gingen diese in Geschichten aus ihrem Leben über, an denen sie, die kluge, stets achtsame Beobachterin, einen fast unerschöpflichen Reichthum besaß; und der Kreis vergrößerte sich dann bald um sie her, weil es für Alle, jung und alt, eine große Freude war, ihre trefflichen Erzählungen mit anzuhören; selbst der Vater konnte oftmals dem Reize derselben nicht widerstehen, wobei er bisweilen, wenn ihm die Thatsachen bekannt waren, oder gar ihn selber betrafen, Einspruch erhob und mit ihr in heiteren Wortwechsel gerieth. Beider Sinn ging bei ihren Lieblingsbeschäftigungen keinesweges, wie so häufig bei alten Leuten, auf peinliche Ansammlung; vielmehr kannten sie, Jedes auf seine Art, keine schönere Freude, als Andern reichlich mitzutheilen, und auch dies ohne engherzige Beschränkung auf die Sprößlinge ihres Blutes. Unter allen äußeren Segnungen, mit welchen der grundgütige Gott das Greisenalter dieses würdigen und liebenswürdigen Ehepaares gekrönt hat, war ihnen keine andere mehr werth, als der Besitz von Mitteln zu diesem Zwecke.

Damit hing denn auch ihre wahrhaft rührende Gastlichkeit zusammen, die freilich jetzt in ganz anderem Maßstabe geübt werden konnte, als einstmals auf der armen Landpfarre. Rücksichtlich des Vaters führt mein Bruder dafür noch einen andern Grund an: „Obschon er sich in seiner Lage durchaus wohl fühlte, so war das alltägliche Geleise doch seinem unruhigen Geiste öfters zuwider. Daher erwachte in ihm namentlich während der ersten Jahre häufig noch seine alte Wanderlust: er mußte zu seinen Kindern nach Pr. Holland; oder er hatte nothwendig in Elbing zu thun, wo er gewöhnlich

nur seinen Begleiter im Gasthause mit Wein bewirthete; oder er zog mindestens in ein anderes Zimmer; einmal blieb er sogar für mehrere Tage in Roggenhöfen. Eben so gern hatte er es, wenn wir nahewohnende Kinder ihn zu Mittage oder zu Abend einluden; dann war er stets munter und wohl genug, selbst wenn er vorher über sein Befinden sehr geklagt hatte. In dieser Sehnsucht nach Neuem, Anregendem hatte auch die große Freude über jeden ankommenden Besuch ihren Grund, sogar bei Leuten, die ihm sonst gleichgiltig waren. Bei den Besuchen der Kinder kam nun noch die große Liebe für dieselben hinzu. Unsre Besuche waren das tägliche Brot; blieben sie aus, so trat Hunger ein. Wenn der Aelteste aber lange nicht dagewesen war, so fehlte das Ungewöhnliche, Erfrischende, und er sehnte sich danach, namentlich in den letzten Jahren seit der goldenen Hochzeit. Eben so waren ihm die längeren Sommerbesuche der zweiten Schwester Antonie zu einem Bedürfniß geworden, dessen Befriedigung er im vorletzten Jahre sehr vermißt hat." Vorzüglich erfreuten sich beide Eltern an der Feier ihrer Geburtstage oder anderer Familienfeste; ihre Befriedigung dabei stieg desto höher, je größer die Zahl der in Heiterkeit um sie versammelten Kinder und Enkel aus der Nähe und Ferne war; weshalb diejenigen unter uns, die es vermochten, gern und oft zu ihnen eilten. Der Gatte ihrer zweiten Tochter, Regierungs-Schulrath Bock in Gumbinnen, mein schon bei dem Jahre 1819 erwähnter Freund, pflegte diese zu ihren Sommerbesuchen jährlich dahinzubringen oder von da abzuholen und die Eltern dann auch wohl durch ein längeres Verweilen zu erfreuen. So lange ich mit den Meinigen in Pr. Holland nur vier Meilen entfernt wohnte, konnten wir häufiger auf einen oder mehr Tage hinüber kommen; seit meiner Versetzung nach Königsberg im Herbste 1848 war ich gebundener, und meine Frau, ihre älteste Schwiegertochter, hatte nur noch einmal von hier aus die Freude, sie in Wogenab zu begrüßen. Von den beiden über hundert Meilen entfernten Töchtern kam die älteste Sophie mit ihrem Gatten, dem Landgerichtsrath Vater in Dresden, niemals nach Wogenab, und von deren Söhnen nur der zweite, nach seinem Vater Otto genannt, im Spätsommer 1848. Sehr erfreuten sich die Eltern aber an dem Besuche

ihrer vierten Tochter Agnes und ihres Schwiegersohnes, des Pastor Preuß aus Modelsdorf, sammt deren drei Kindern, im Sommer 1849, wodurch eine Reihe der anmuthigsten kleinen Feste im Hause der Eltern und in den Häusern der zunächstwohnenden Geschwister, Spaziergänge und Fahrten veranlaßt wurden, an welchen beide Eltern heiteren Antheil nahmen; wenn es weiter ging, mindestens der Vater.

So viel des Dankenswerthen und Wohlthuenden bisher berichtet werden konnte, fehlte es doch auch in diesem Zeitraume ihres Lebens nicht an allerlei schmerzlichem Drucke und betrübenden Erfahrungen. Der Vater, schon in den Jahren seiner vollen Kraft fast ohne Unterbrechung von hemmenden Beschwerden heimgesucht, klagte jetzt oft: senectus ipsa morbus. Die Mutter, sonst von einer fast unverwüstlichen Gesundheit, unterlag um diese Zeit auch häufiger den Einflüssen ungünstiger Witterung, vornehmlich deshalb, weil sie keine Schonung gegen sich selber kannte. Ihr Unwohlsein wirkte dann wieder in empfindlichster Weise auf den Vater zurück, da er sich an ihre ununterbrochene Pflege und immer heitere, gescheute Unterhaltung je länger um so mehr gewöhnt hatte. Aus diesem Grunde hegte die Mutter, der Vater, Jeder von uns den sehnlichen Wunsch, der gnädige Gott möge sie ihn überleben lassen. Auch in den Häusern einiger von ihren Kindern stellte sich Trübsal ein. Tief und innig betrauerten sie das frühe Hinscheiden der noch so jungen, liebreizenden, mildfreundlichen Gattin ihres jüngsten Sohnes, Ottilie, welche nach langwieriger Krankheit am 8. Mai 1844 ein schweres Ende fand und vier noch ganz junge Kinder zurückließ. Der Tod des kleinen August Ohlert, am 18. Oktober 1846, eines lebhaften, geistbegabten, herzgewinnenden Knaben, an einem überaus schmerzlichen Hirnleiden und die große Betrübniß der Wittwe über den Verlust ihres einzigen Sohnes ging ihnen sehr nahe. Das Bitterste von Allem, was sie der Art zu tragen hatten, zugleich der letzte Kummer, der sie gemeinsam traf, war die schwere und andauernde Krankheit ihrer ältesten Tochter. Wohl den guten Eltern, daß ihnen, bei der Unmöglichkeit, ihrem geliebten Kinde irgendwie persönliche Hilfe oder Erleichterung zu bringen, und bei dem großen Vertrauen auf die bewährte und selbstverleugnende Treue ihres Schwiegersohnes gegen

seine Gattin, mindestens der unmittelbare Anblick des Leidens erspart blieb, und daß ihnen auf ihre alten Tage in ihrer unmittelbaren Umgebung noch neue Familienfreuden bereitet wurden. Am 5. August 1845 erfüllte sich ein sehnlicher Wunsch ihres Herzens durch die Verheirathung ihrer jüngsten Tochter Auguste mit dem Gutsbesitzer Grube auf Roggenhöfen, einem Wittwer mit drei Kindern, dem sie noch zwei Töchter gebar, und der beiden Eltern bis an ihr Ende ein aufmerksamer und liebevoller Schwiegersohn war. Wenige Wochen darauf, am 31. August, wurde eine andere Sorge von ihnen genommen durch die Verbindung ihres verwittweten Sohnes mit Marianne geborne Helmuth, von der sie noch vier Enkelinnen, darunter ein Zwillingspaar, erlebten, und die Vater und Mutter so liebte und von ihnen so geliebt wurde, daß zwischen ihr und einer leiblichen Tochter kaum ein Unterschied erkennbar gewesen wäre. Man vergegenwärtige sich nun an einem der Freudentage, welche öfter im Jahre wiederkehrten, die Großeltern in der Mitte dieser fünf Kinder und wohl sechszehn Enkel, deren Zahl zu Zeiten noch durch den Besuch auswärtiger Kinder und Enkel oder anderer Freunde vermehrt wurde, wie denn namentlich ihr Seelsorger, der Pfarrer Krüger aus Lenzen mit seiner trefflichen Gattin als immer gern gesehene Gäste nicht oft in diesem Kreise fehlten: und man wird sich ein Bild von dem eigenthümlichen Reichthum ihres Familienlebens entwerfen können, dessen Erwähnung nicht ganz zu übergehen war, weil diese Segnungen ihren Lebensabend in seltenster Weise erheiterten, den unvermeidlichen Druck eines so hohen Alters milderten und auf alle Familienglieder einen mehr oder minder wohlthuenden Einfluß übten.

Eine stille, aber tief ergreifende und erhebende Feier brachte dem Vater der 5. Oktober 1848. An diesem Tage waren fünfzig Jahre seit seiner Weihe zum geistlichen Amte verflossen; da er jedoch seit länger als fünf Jahren aus dem Dienste geschieden war, so hatte er keinerlei Theilnahme von auswärts dafür erwartet. Meinen Besuch und meine Erinnerung an die Bedeutung des Tages nahm er mit gewohnter Güte auf; wie aber stieg seine Ueberraschung und Bewegung, nachdem ich mich ihm als den Boten dankbarer Erinnerung und

ehrender Anerkennung aus der Nähe und Ferne angekündigt hatte, der ein Zeugniß nach dem andern davon vorlegen konnte. Da war ein Schreiben eingegangen von derjenigen Gemeinde, für welche er ursprünglich die Ordination empfangen hatte, unterzeichnet von dem Pastor, den Vorstehern und andern Vätern des Kirchspiels Canig, lauter ihm wohl erinnerliche Namen; ein Schreiben von dem Presbyterium der löbenichtschen Gemeinde, an welcher er die letzte und längste Zeit seiner Amtsthätigkeit wirksam gewesen war; ein kunstvoll in rothem Sammet gebundenes Album mit einem zierlich in Golddruck ausgeführten Titel, einzelnen Ansichten und zahlreichen Inschriften alter Freunde, desgleichen ein Schreiben des Magistrats aus Cottbus; demnächst ein Schreiben von dem Konsistorium in Königsberg, von dem Generalsuperintendenten Dr. Sartorius, von dem Minister der geistlichen Angelegenheiten v. Ladenberg, von verschiedenen Freunden und ehemaligen Schülern aus der Stadt und Provinz, darunter eins von der Geistlichkeit der Diözese Pr. Holland, welches mich auf das Angenehmste überraschte um der Beziehungen willen, in welchen ich bis dahin zu ihr gestanden hatte. Er verlangte, daß ich ihm sämmtliche Schriftstücke vorlas; dann aber erhob er sich, um der Ueberwältigung des Gefühls zu widerstehen, und forderte mich zu einem Gange in den Garten auf. Umsonst versuchte ich, ihn durch ein Gespräch über seine Bäume und Bodenfrüchte zu zerstreuen, was früher niemals mißlang. Er ergoß sich in milder und rührender Weise über sein vergangenes Amtsleben und den reichen Segen Gottes darin, der ihm heute mehr als jemals anschaulich geworden war. Bisher hatte er mir oft im Vertrauen sein Unbehagen darüber, daß er genöthigt war, ohne die gewohnte Amtsthätigkeit zu sein, in der Weise ausgesprochen, daß er sein Leben als ein verfehltes, seine Arbeit als erfolglos anklagte. Seit diesem Tage und der ganz unerwarteten Freude über das treue und liebevolle Andenken Derer, für die und mit denen er gearbeitet hatte, senkte sich dauernde Ruhe und Zufriedenheit in seine Seele, die bis zu Ende durch jene trüben Vorstellungen nicht mehr gestört wurde. Er kam dann auf seine längst verstorbenen trefflichen Eltern, auf unsere Mutter, die er, wie später oft, den guten Engel seines

Lebens nannte, auf seine Kinder, bei deren Entwickelung er ihr das größte Verdienst zusprach —: für mich eine tief bewegende, unvergeßliche Stunde.

Dennoch war sie gleichsam nur die Vorfeier eines in nicht allzuweiter Ferne winkenden hohen Familienfestes, der goldenen Hochzeit. Mein Bruder schreibt mir: „Was war das für ein herrlicher, köstlicher Winter, der dieser voranging. Wenn die beiden Alten zusammensaßen, und in ihre Jugend zurückblickten, wie wurde der greise Vater zum zärtlichen, besorgten Bräutigam, die Großmutter zur verschämten Braut! wie neckten sie sich, als wenn sie in Jugendfrische morgen erst zum Altare treten sollten! Du bist ja auch einmal zugegen gewesen und wirst Dich ihres anmuthigen Streites erinnern, als wir sie um die Erzählung des Anfangs ihrer Herzensverbindung gebeten hatten: wie Jeder von ihnen Alles besser wissen wollte als der Andere, weil Jeder sich die Jugendzeit am lebendigsten bewahrt zu haben meinte, und wie wir zwar herzlich über sie und mit ihnen lachen mußten, zuletzt aber doch nicht erfuhren, was wir wollten. Ohne schelmische Heiterkeit konnte der Vater nicht der Anrede des Großvaters bei ihrer Verlobung erwähnen: „Theure Geliebte" —; obwohl er die tiefste Ehrfurcht vor ihm in seinem Herzen trug. Während dieses Winters, den die Mutter zum Theil im Bette zubringen mußte, fand sie einen unaussprechlichen Lohn für eine lange Zeit, ein halbes Jahrhundert, voll von Kampf, Sorge und liebevoller Hingebung; und wenn auch ihr treues Gedächtniß nichts vergessen konnte, so hatte es doch ihr Herz gethan und nur aufbewahrt und sich gegenwärtig erhalten, was Liebe und Güte ihr gebracht hatten. Was etwa von einer guten Grundlage in uns Kindern sich findet, das danken wir zumeist unserer Mutter. Die erste Jugend gehört immer der Mutter und zu beklagen ist der, welcher keine Mutter hat. Wie glücklich wir, daß wir eine solche Mutter bis zum höchsten Alter in voller Frische des Geistes und Herzens gehabt haben!" Endlich kam der langersehnte 28. März 1849. Der selige Vater hatte mich brieflich aufgefordert, die Jubeltraurede zu halten. Obwohl ich das hatte erwarten können, waren mir doch beim Lesen seiner Worte von tiefer Bewegung die Thränen ausgebrochen; eine Stimmung, die sich jedesmal erneuerte, so oft ich den Versuch

machte, aufzuzeichnen, was ich sprechen wollte. Erst, nachdem die Rede gehalten war, vermochte ich, sie auf den Wunsch der Meinigen niederzuschreiben; wie sie vor mir liegt, nur ein Schatten dessen, was damals lebendig aus Auge in Auge und aus Seele in Seele überströmte. Von den auswärtigen Kindern, Schwiegerkindern und Großkindern konnte leider außer mir und meinem ältesten Sohne Niemand zugegen sein; doch empfanden wir in jenen Stunden Alle die Geistesnähe der Ferngebliebenen wie der bereits Verklärten, die zu unserm hochbegnadigten Familienkreise gehörten. Als ich die selige Mutter nach meiner Ankunft am Tage vorher begrüßte, fand ich sie nicht wie eine Braut, sondern wie eine Hochzeitmutter beschäftigt, das Fest in reicher Fülle zu rüsten; nicht allein die lieben Gäste, diesmal nur die Kinder und Enkel mit Einschluß des Seelsorgers von Lenzen, sondern alle Gutsleute sollten bedacht werden und sich mit freuen an der seltenen Feier im Hause der alten Herrschaft. Der Vater ging ab und zu oder in seinen Garten, bald sinnig heiter, bald tief bewegt über die freudige Unruhe der Hausgenossen und besuchenden Kinder, in seinem Innern aber erfüllt von der reichen Vergangenheit und gesegneten Gegenwart, auf der seine frommen Gedanken jetzt ruhten. Am Vormittage der erhebenden Feier selbst empfing das nun verklärte Greisenpaar im Jubelhochzeitschmuck, der Vater mit goldenen Blumen an der Brust, die Mutter mit goldener Brautkrone, auf zwei neuen Lehnsesseln, die wir Kinder ihnen zu diesem Tage besorgt und deren Bezüge die sieben Töchter und Schwiegertöchter gestickt hatten, die Begrüßungen ihrer kindlichen Hochzeitgäste. Der Pfarrer Krüger überreichte ein gedrucktes Jubelhochzeitgedicht seiner Muse. Ihre älteste Enkeltochter, Rosalie Ohlert, richtete einige Worte der Verehrung, Dankbarkeit und Liebe im Namen ihrer sämmtlichen Enkel an sie. Darauf erhoben sie sich, und ich trat vor sie hin, blickte ihnen in die treuen Augen, sollte reden, sollte segnen die mir von Gott gegebenen Spender alles leiblichen und geistlichen Segens —; die schwerste und zugleich erhebendste, süßeste Amtshandlung meines ganzen bisherigen Lebens. Gott sei Dank, der uns sein heiliges Wort gegeben hat; denn wie könnten wir ohne dasselbe den eigenen Ausdruck finden für das, was in solchen

16

Augenblicken mit Sturmesgewalt auf die Seele eindringt? „Lobe den Herrn, meine Seele, und was in mir ist, seinen heiligen Namen! lobe den Herrn, meine Seele, und vergiß nicht, was er dir Gutes gethan hat. Der dir alle deine Sünden vergiebet und heilet alle deine Gebrechen!“ — Mit diesem noch unsicher gestammelten Psalmworte fand ich die erforderliche Sammlung, um in Bezugnahme auf das nahe Osterfest meinen Text vorzutragen und auszulegen. 2. Sam. 7, 18. „Wer bin ich, Herr, Herr, und was ist mein Haus, daß Du mich bis hieher gebracht hast?“ Diesen Text hatte ich gewählt, weil er mit dem Hinblicke auf Gott, den Geber aller guten und vollkommenen Gabe, auch dieses rührenden Jubelfestes, in seinen Worten ausdrücklich die Anknüpfung an Vergangenheit und Gegenwart, in seinem Anlasse die Erwägung der Zukunft über das Grab hinaus so nahe legte.*) Als ich mit freudig dankbarem Herzen das Gebet gesprochen, die neuen Ringe an Stelle der längst verlornen alten gereicht und den Segen ertheilt hatte, stand die Mutter mit dem seligen Ausdrucke eines himmlischen Friedens, der Vater aber sichtbar erschüttert, so daß ich eine schädliche Ueberwältigung durch das Gefühl befürchtete. Da ertönte zu rechter Zeit außerhalb des Zimmers Musik, und die versammelten Kinder und Kindeskinder stimmten mit feierlicher Andacht den Gesang an: „Nun danket Alle Gott ꝛc.“ Unter seinen Klängen, wohl auch durch seinen längst geliebten Inhalt kehrte Sammlung und ruhige Freude sichtbar in sein edles Herz zurück; und als die letzten Töne verklungen waren, umarmte und küßte er mich und dann die übrigen Alle mit unbeschreiblicher Innigkeit. Die Mutter aber, vor der ich in wehmüthigem Entzücken niedergeknieet war, streichelte und liebkoste mich, wie wohl einst, als sie ihr erstgebornes Kind auf den Armen trug. —

Nach diesem unvergleichlich schönen, in seinem übrigen Verlaufe ganz ungetrübt heiteren Familienfeste war ihnen noch über drei Jahre ein gemeinsames Leben gegönnt. Mein Bruder, der tägliche treue Zeuge desselben, berichtet davon: „Sein Arbeiten des Morgens hörte allmälig ganz auf; schon ein Jahr nach der goldenen

*) Siehe 5. Beilage.

Hochzeit nahm er die Feder nur dann zur Hand, wenn er sich ganz wohl fühlte; nach dem Tode der Mutter gar nicht mehr, außer zu Briefen, bis er zuletzt solche nur noch diktiren und mühsam selbst unterzeichnen konnte. Der Theologe schwieg ganz oder fast ganz, und der neue Mensch, wie er in Christo sich offenbart hat, trat mehr und mehr hervor, so weit es die Schwächen des irdischen Daseins erlaubten.“ Im Juni 1851 schrieb er an mich: „Der Sinn der Liebe und des Friedens wird mir bleiben bis zum letzten Athemzuge. Mit diesem Sinne hoffe ich, von Christus in seine Gemeinschaft, wo und wie sie sich gestalte, aufgenommen zu werden, nicht um meines Verdienstes willen, wohl aber durch meinen Glauben.“ 2. Timoth. 4, 6—8. „Daher — fährt mein Bruder fort — seine Sehnsucht nach dem Schauen in einem andern Leben. In tiefster Andacht nahm er jährlich das heilige Abendmahl mit der Familie, und seit seine Schwäche ihn gänzlich am Besuch der Kirche hinderte, veranlaßte er jedesmal den Geistlichen zum Gebete für ihn und sein Haus in voller Gemeinde, weil er ihr angehöre und sich mit ihr im Glauben Eins fühle, und weil nur die Gebrechen seines Alters ihn abhielten, mit ihr gemeinschaftlich zum Tische des Herrn zu treten. Wie sein inneres, sein Seelenleben, sich mehr und mehr zurückzog, sich sammelte und nach außen nur selten, dann oft überraschend sich klar und kräftig zeigte, so trat auch das körperliche Leben zurück und schrumpfte ein; die Organe, obschon gesund, wurden müde. Die Mutter wurde zwar in den Jahren nach der goldenen Hochzeit etwas schwächer, aber ihr Wille blieb entschieden, ihr Geist klar, ihre Thätigkeit unermüdet.“ Bis zu ihrem Ende trug sie kein Kleid, keine Wäsche, die nicht von ihren eigenen emsigen Händen gefertigt waren. Als ich sie an ihrem Geburtstage nach vollendetem achtzigsten Jahre mit meinem ältesten Sohne besuchte, fanden wir sie bettlägerig. Es sollte der Abschied sein, denn drei Wochen später stand ich mit meinem jüngsten Sohne in tiefer Erschütterung an ihrer Bahre; sie war am 30. Mai 1852 nach langem und schwerem Todeskampfe verschieden. Auf einem kleinen Hügel nahe bei Groß Wogenab, der sich aus den umgebenden Feldern erhebt und auf seinem Gipfel schöne Rothbuchen und Hangebirken trägt, fand sie ihre Ruhestätte in der

Nähe der dort schon vor ihr verstorbenen Familienglieder. Der Vater ließ an dem Grabe, neben dem er nun selbst schlummert, ein hohes Kreuz von Stein errichten, darauf die Worte eingegraben sind: „Jesus Christus gestern und heute und derselbe auch in Ewigkeit.“ Das gothisch geformte Piedestal desselben trägt ihren Namen, bietet noch eine Stelle für den seinigen und zeigt außerdem folgende Bibelsprüche nach seiner Wahl als Inschriften: 2. Kor. 5, 1. Offenb. 14, 13. Bezeichnend für ihn und sie und ihr unvergleichliches Verhältniß zu einander sind nachstehende rührende Aeußerungen, die ich einem seiner Briefe an eine vieljährige Freundin entnehme: „Ich leugne es nicht, dieser Tod traf mich so tief und schmerzlich, daß ich gar keiner besonderen Erinnerung bedurfte, um mich zu Thränen, ja zu dem schmerzlichsten Schluchzen zu bewegen. In ihr war mir der höchste und edelste Geist des Lebens lebendig geworden und bezeugte sein Wesen und seine mögliche Entwickelung durch ein halbes Jahrhundert inniger Gemeinschaft in geprüfter Liebe. Wie Alles im Leben seinen tiefen, heiligen Sinn hat, aber in ein nichtswürdiges, treuloses Mittel der Lust sich verwandelt, wenn blos Besitz und Genuß, nicht jener heilige Sinn entscheidet und treibt: so kann ich sagen, daß unsere Herzen solchem Sinne geweiht waren, und daß er seine geweihte Kraft nie in uns verloren und bis an den letzten Augenblick wie im ersten deren Bund begründet hat. Ich denke jetzt immer unwillkürlich an Schillers Worte:

Sie machte mir das Wirkliche zum Traum,
um die gemeine Deutlichkeit der Dinge
den goldnen Duft der Morgenröthe webend.
Im Feuer ihres liebenden Gefühls
erhoben sich, mir selber zum Erstaunen,
des Lebens flach alltägliche Gestalten. —

Verschmerzen werde ich, muß ich diesen Schlag, das weiß ich; denn was verschmerzte nicht der Mensch —

als Sohn der Zeit von Gunst und Ungunst
des Augenblicks getragen und vernichtet. —

Sie sind Zeugin des Sinnes gewesen, welcher uns in Ehe- und Hausstand beseelte. Sie sind Zeugin ihrer edlen und tugendhaften Wirksamkeit gewesen, welche den Sinn bekundete, der sie von früher Jugend an beseelte und der Geist ihres Waltens an meiner Seite war. —

Es ist ein seltenes und gewiß das höchste Glück meines Lebens, wenn überhaupt der Name Glück auf sittliche Verhältnisse paßt, daß ich den guten Engel meiner Jugend, wie er mir in meiner Sophie zur Seite gestanden hat, so lange, ein halbes Jahrhundert hindurch, besitzen durfte. Sie hat mich nicht bloß reich an Freude gemacht, sie hat einen Sinn des Guten, der sittlichen Achtung und That in meine Familie gepflanzt, der hoffentlich in keinem ihrer Glieder je ganz seine Lebenskraft verlieren wird. O was ist das für ein Schatz, den sie mir gesammelt und hinterlassen hat! Freilich, sie selbst, für mich das höchste Kleinod, ist daraus verschwunden, und den Schmerz, mit welchem ich sie vermisse und suche, kann ich nicht überwinden. Aber ich bin nicht so verblendet, weder im Gefühl noch im Denken, den beiden Führern des menschlichen Geistes, daß ich nicht danach streben sollte, der persönlichen Liebe die Grenzen anzuweisen, die Gott ihr im allmäligen Absterben gesetzt, und über welche hinaus er den Blick des Glaubens geleitet hat, ohne darum den Vorhang der Zukunft für das menschliche Auge aufzurollen. Sie lebt!" — 1. Thimoth. 3, 2—4. Als Ergänzung dazu noch folgende kurze Mittheilung meines Bruders: „Mit welcher einzigen Liebe sprach die selige Mutter bei gegebenem Anlasse von ihm und schilderte seine ausgezeichneten und erhabenen Geisteseigenschaften, sein großmüthiges, wenn auch leicht erregbares, doch vortreffliches Herz. Es war, als wenn in ihr stets der Himmel klar strahlte; und tauchten auch einmal Wolken auf, so verstand sie, dieselben bald zu bannen, und klarer erglänzte ihr helles Auge, denn zuvor. — Was Wunder, daß er sich nach ihrem Tode ganz verwaist fühlte? Da nun aber alle Sorgfalt, alle Liebe von Neuem und in erhöhtem Maße sich ihm wieder zuwendete, so überstand er, glaube ich, leichter den Verlust der Mutter, als er und wir gefürchtet, und wurde ruhiger, ja behaglicher, als während ihres langen Krankenlagers." Seine zweite Enkelin Agnes Ohlert zog ganz zu ihm und blieb bis an sein Ende bei ihm; ihr stilles, aufmerksames und liebreiches Wesen erfreute ihn sehr, und oft sprach er seine dankbare Anerkennung dafür gegen uns aus. Mit der kräftigen, immer heiteren und geduldigen Minchen, die nun seine sehr schwere Körperpflege ganz übernahm, lebte sie wie mit einer älteren Schwester. Diese verdient wohl

noch die Anführung einiger Worte aus dem vorerwähnten Briefe des Vaters: „Ich lebe hier glücklich in der Nähe meiner guten Kinder und in der treuen Pflege unserer Minchen, die nun weit über dreißig Jahre in unserm Hause, von meiner Frau zur Wirthschafterin in vollstem Sinne ausgebildet und vermöge eigener Anlage und echt kindlicher Ergebenheit erst ihre rechte Hand und treueste Pflegerin, nun meine zuverlässige Stütze im Hause geworden ist, die mich wohl nicht vor meinem Ende verlassen wird.“ Sie hat treulich bis zuletzt ausgehalten und ihn gleich einer guten Tochter betrauert, als er geschieden war. Er nahm immer mehr ab an körperlicher und geistiger Thätigkeit, aber zu an Liebe und Dankbarkeit gegen Gott, gegen die Seinigen, ja gegen Alle, die ihm irgend eine Aufmerksamkeit erwiesen. Wie herzlich empfing er im Sommer 1854 der Besuch seines Neffen Benno Kähler mit dessen junger Frau, und noch wenig Monate vor seinem Ende den meines Schwagers Bornträger mit seinen Töchtern Elisabeth und Friederike, die er einst getauft hatte; wie erfüllt von seiner Liebenswürdigkeit und Weisheit kehrtet Ihr, meine Söhne Otto und Martin, nach Eurem letzten Verweilen bei ihm, im September und Oktober zurück! Kurz vor seinem Tode erlebte er noch die Verheirathung seiner ältesten Enkelin Rosalie mit ihrem Onkel, dem Dr. Ohlert in Elbing; doch konnte er an der Hochzeitfeier am 1. Oktober nicht mehr theilnehmen. „Schon vorher kamen Gehirnzufälle häufiger, oft so bedeutend, daß ich das Ende fürchtete, und immer wieder erholte er sich. Wenn er sich geistig einmal auffrischte, wie bei dem letzten Besuche Ottos, besonders wenn der Kern seines ganzen geistigen Seins berührt wurde, so konnte er noch klar und bestimmt seine Gedanken in Worte fassen; gewöhnlich verwirrte er sich, und seine Unterhaltung im letzten Jahre erhob sich selten über das Alltägliche, namentlich sein Befinden; doch blitzte immer wieder seine alte Heiterkeit hervor. So vielbewegt, ja stürmisch sein geistiges Leben gewesen ist, so ruhig und sanft verlor es sich und erlosch allmälig, wie eine Lampe, die bis zum letzten Tropfen ausgebrannt ist. Jetzt sind Beide wieder vereinigt; der Kampf, den sie redlich gekämpft haben, ist vollendet, und in vollständigster Gemeinschaft gegenseitiger Ergänzung bilden sie den Menschen,

der nach Gott geschaffen ist in rechtschaffener Gerechtigkeit und Heiligkeit. Gott gebe, daß ihr Geist niemals von uns weiche!" So weit mein Bruder.

Auf seine Nachricht von der zunehmenden Gefahr und von dem Verlangen des Vaters nach mir, eilte ich am 1. November zu ihm und fand ihn des Abends in völliger Betäubung. Als ich am nächsten Morgen voll stiller Wehmuth neben seinem Bette saß, erwachte er, und die über sein liebes Gesicht ausgegossene Freundlichkeit zeigte, daß er mich noch erkannte; denn der Sprache war dieser einst so beredte Mund nicht mehr mächtig. Mühsam erhob er seine rechte Hand, legte sie mit meiner Hilfe auf mein Haupt, versuchte dann, mir das Gesicht zu streicheln, und hielt lange meine Hand fest, die er bisweilen zu drücken versuchte. Mein Bruder hatte sich während dessen zu mir gesetzt, und des Vaters Augen weilten mit liebevollem Ausdrucke bald auf ihm, bald auf mir, bis sie allmälig zusanken, und die frühere Betäubung wieder eintrat. Aus ihr ist er nach der Mittheilung meiner Geschwister nicht wieder erwacht und hat am 4. November 1855, einem Sonntage Abends, von ihrer treuen Liebe umgeben und durch ihre frommen Gebete begleitet, ohne alle Zeichen des Schmerzes sanft ausgeathmet und sein langes Leben mit einem Seufzer beschlossen. — Den Freitag darauf begruben wir ihn auf dem Buchenhügel neben der seligen Mutter. Am Sarge in seinem Zimmer, wie einst in seiner Gegenwart am Sarge der Mutter, sprach ich mit bebendem Herzen ein Gebet im Anschlusse an Psalm 23, 1—4. Am Grabe hielt nach dem Gesange des Liedes: „Jesus, meine Zuversicht ꝛc." der Pfarrer **Krüger**, jetzt in Elbing, eine Rede voll zarter Innigkeit und herzlicher Liebe zu dem Vollendeten über das Bibelwort 1. Mose 25, 8—10. „**Und Abraham nahm ab und starb in einem ruhigen Alter, da er alt und lebenssatt war, und ward zu seinem Volke gesammelt. Und es begruben ihn seine Söhne in der zwiefachen Höhle, die da lieget gegen Mamre; — da ist Abraham begraben mit Sarah, seinem Weibe.**" —*)

---

*) Siehe 6. Beilage.

Während dieser Stunde verkündigten auf den Wunsch der Hinterbliebenen die Glocken der löbenichtschen Kirche, die ihn so oft zur Kanzel gerufen hatten, in Königsberg seine Bestattung. Mit der dankbarsten Liebe hing er immer, auch nach seinem Scheiden, an dieser Stadt, in welcher sein Leben sich zu der höchsten ihm erreichbaren Wirksamkeit entfaltet hatte. Von Jahr zu Jahr ging er mit dem Wunsche um, sie und seine Freunde in ihr noch einmal wiederzusehen. Als ich ihm in der letzten Zeit die Unausführbarkeit davon nach verschiedenen Beziehungen vorstellte, sagte er: „Ich möchte nur noch einmal mich in meine alte Kirche führen lassen, an ihrem Altare niederknieen und zu Gott beten!" Diese Anhänglichkeit fand jetzt in Königsberg ihren Wiederhall. Sein gegenwärtiger Nachfolger im Pfarramte, der um ein Gebet für den Verewigten in der Gemeinde ersucht war, gestaltete den Gottesdienst des nächsten Sonntages zu einer würdigen und bewegenden Trauerfeier für ihn, dessen Bild in Lebensgröße treue Anhänglichkeit mit schwarzem Flor umzogen hatte. Eben so wurde die löbenichtsche Gemeinde bei dem Nachmittagsgottesdienste mit innigen Worten an ihn erinnert. Auch in der Kirche zu Dörbeck schloß ihn der junge Geistliche, welcher an seinem Grabe die Liturgie gesprochen hatte, vor der versammelten Gemeinde nach Anführung seiner wichtigsten Lebensereignisse auf herzliche Weise in das Gebet. Endlich gedachte bei der bald folgenden Feier zum Gedächtniß der Verstorbenen ein und der andere Geistliche Königsbergs seiner ausdrücklich auf der Kanzel. So lohnte sich ihm noch über das Grab hinaus unter seinen jüngeren Zeitgenossen der Sinn, den er so gern mit Luther's Worten aussprach: „Ich liebe die Kirche und ihre schöne Gestalt."

1. Beilage.

Ergänzungen.

Fast während der ganzen Dauer seines Aufenthaltes in Königsberg war mein Vater mit reger Theilnahme Mitglied der Königlichen Deutschen und der Kantischen Gesellschaft. Diese pflegte sich damals an dem Geburtstage des großen Königsberger Philosophen zu einem Mittagsmahle zu vereinigen, welches durch den Vortrag von Reden gewürzt wurde, die entweder seinem Andenken gewidmet waren oder seinem Wirken verwandte Gegenstände behandelten; sie schloß noch Männer in ihren Kreis, die selber einst zu Kants Tischgästen gehört hatten, wie Frey, Motherby, Jachmann, Reusch. Ohne Zweifel ist eine in der Handschrift mir vorliegende Rede über den Ideenschwindel zu diesem Zwecke von meinem Vater entworfen worden. Ebenso trat er in den öffentlichen Sitzungen der Königlichen Deutschen Gesellschaft auf, und eine von ihm am 18. Januar 1821 gehaltene Rede: „Preußens Größe“, ist besonders gedruckt. Sie führt den Gedanken aus, daß unser Vaterland nach dem Zeugniß der Geschichte sich allezeit solcher Landesfürsten zu erfreuen gehabt, die nach den jedesmal obwaltenden Verhältnissen zu seiner stetig fortschreitenden Hebung die geeignetsten waren. Auch die historisch-theologische Gesellschaft in Leipzig ernannte ihn mittelst eines stattlichen, durch Illgen als Präses vollzogenen Diploms vom 15. April 1832 zu ihrem Mitgliede.

Außer kleineren Aufsätzen in der Allgemeinen Kirchenzeitung, den Preußischen Provinzialblättern und anderen Zeitschriften verdienen noch folgende, in den vorstehenden Mittheilungen nicht angeführte Arbeiten einer Erwähnung:

Meditatio de unitate ecclesiae a reformationis auctoribus non sublata sed plenius restituta. Ein akademisches Programm, veranlaßt durch die Gedächtnißfeier der Augsburgischen Konfession im Jahre 1830.

„Domingo. Vom Verfasser des Hermann von Löbeneck. 1812." Eine dichterische Darstellung nach Las Casas aus den Zeiten Bombadillas.

„Geschichte der ersten Wiederherstellung des Hauses Oranien in den vereinigten Niederlanden 1672. Von Kähler (Verfasser des Hermann von Löbeneck). 1817."

„In welchem Alter steht jetzt die Menschheit? Von Kähler (Vf. d. H. v L.). 1820."

„Briefe griechischer Frauen über Frauensitte. Uebersetzt von Ludwig August Kähler. 1824." Diese Briefe sind entnommen aus: Mulierum graecarum, quae oratione prosa usae sunt, fragmenta et elogia, gr. et lat. etc. cur. Jo. Chr. Wolfio.

Die vorgenannten Arbeiten finden sich in den verschiedenen Jahrgängen des Taschenbuches Minerva; die folgenden in Schuderoffs neuesten Jahrbüchern für Religions-, Kirchen- und Schulwesen vom Jahre 1827 an.

„Antwort des Landpredigers in Westpreußen auf das an ihn gerichtete Sendschreiben seines Freundes über Ablehnung der Agende. Non ultra." B. I. H. 1.

„Duplik an Herrn Augusti, betreffend dessen Nachtrag zu der Schrift über das kirchliche Majestätsrecht, besonders in liturgischen Dingen." B. I. H. 2.

„Christus im Verhältniß zu seiner Vorzeit. Ein Fragment. Vom Herrn Konsistorialrath Dr. Kähler in Königsberg." B. VII. H. 1.

„Ueber die wahre Weihe des Zweiflers. Erste Betrachtung." B. IX. H. 2.

Die Seite 44 angeführte Charakteristik Dinters befindet sich in dem Jahrbuche der Andacht, herausgegeben von August Eberhard, 1832.

2. Beilage.

Ueber die Stellung des evangelischen Geistlichen zu den symbolischen Büchern.

Die Leipziger Allgemeine Zeitung hatte 1839 in No. 254 folgenden Correspondenzartikel aus Königsberg gebracht: „So erzählt man sich, daß ein Würdenträger der evangelischen Kirche die von ihm abhängigen Kandidaten der Theologie einen Revers über ihren unbedingten Glauben an die symbolischen Bücher unterschreiben ließ, was sie auch alle thaten, ein Einziger ausgenommen, der sich gegen einen solchen Gewissenszwang auflehnte und auch in seiner Protestation von einem anderen hochgestellten Geistlichen mit der Erklärung unterstützt wurde, daß die symbolischen Bücher durch keine gesetzliche Vorschrift als dogmatisch sanktionirt für Preußen anerkannt sind.“ Dadurch fand sich mein Vater zu der nachstehenden Erklärung in No. 218 der Königsberger Kriegs- und Friedenszeitung (Hartung) desselben Jahres veranlaßt, die zwar ohne seinen Namen erschien, aber von allen Betheiligten unschwer als aus seiner Feder geflossen erkannt werden konnte:

„Die in der Zeitung No. 216 von der Wohllöbl. Redaktion entschieden widerlegte Angabe der L. A. Z., über vermeintlich hier versuchten symbolischen Gewissenszwang, bedarf auch außerdem einer Berichtigung, weil die darin gewählten Ausdrücke zweideutig und der Sache nicht ganz angemessen sind. Es wird von der angeblichen Erklärung eines hochgestellten Geistlichen gesprochen, „daß die symbolischen Bücher durchaus durch keine gesetzliche Vorschrift als dogmatisch sanktionirt für Preußen anerkannt wären.“ Diese Erklärung könnte ohne Zweifel nur mißverstanden sein. Die symbolischen Bücher, von welchen hier allein die Rede sein kann, drücken die Ueberzeugungen aus, zu welchen, als ihr eigenthümlichen, die evangelische Kirche zur Zeit ihrer selbständigen Gründung sich bekannt hat, und welche allerdings nicht schlechthin in allen Beziehungen unveränderlich sein, aber doch so wenig wie irgend ein anderes Statut anders als in bestimmter Art und Weise

verändert werden können. Die Aufforderung an die, welche der Kirche als Lehrer angehören und in ihr wirken wollen, sie als kirchliches Bekenntniß anzuerkennen, ist also kein Gewissenszwang, wenn dies Bekenntniß nebst der daran hängenden Lehrpflicht nicht ungebührlich ausgedehnt, und nicht, wie allerdings im fanatischen Eifer zuweilen geschehen ist, das alleinige Christenthum und die Seligkeit daran geknüpft wird. Auch können sie mit Recht, nicht im despotischen Sinne, wohl aber in dem der Ordnung, als eine gesetzliche Vorschrift angesehen werden, und namentlich bleibt bei gerichtlichen Untersuchungen, welche mit der Kirchenlehre in wesentlicher Beziehung stehen, der Inhalt der symbolischen Bücher ein gesetzliches Moment der Entscheidung. Wenn z. B. Jemand eine der darin enthaltenen Lehren lästerte und öffentlich beschimpfte, so würde er nach Inhalt des A. L.-R. dafür bestraft werden können, wenn sich dazu ein Kläger fände, dieser möchte nun an jene Lehren glauben oder nicht. Die symbolischen Bücher, mit Ausnahme der Concordienformel und der durch die Union veränderten besonderen Beziehungen, haben also allerdings sowohl kirchlich als juristisch eine gesetzliche Bedeutung. Ein Geistlicher, welcher die darin enthaltenen Lehren auf der Kanzel und überhaupt im Amte feindselig bestritte, oder ihrem Sinne ganz zuwider lehrte, würde mit Recht nicht geduldet werden, und einer, welcher es nicht thäte, aber keinen wesentlichen Punkt der Zustimmung mit den darin enthaltenen Lehren in sich fände, würde sich in einer sittlich unharmonischen Stellung befinden. Nur dann kann hier vom Gewissenszwange die Rede sein, wenn zugleich die ganze alterthümliche Behandlung der Lehren in möglichst buchstäblicher Nachfolge gefordert, wenn die wissenschaftliche Untersuchung gehindert oder verfolgt, und wenn nicht jede Lehrweise geduldet wird, welche den wesentlichen Sinn ernst und würdig berücksichtigt. Es fällt in die Augen, wie schwierig hier, wie überall, wo Gesetz und Freiheit gleich unentbehrlich sind, die richtige Mitte zu treffen ist, und wie viel Persönliches und Zufälliges dabei sich störend einmengen kann; zumal wo die Organisation des kirchlichen Wesens mangelhaft oder gestört ist. Ist aber Urtheil und Ausübung an sich schwierig, so wird es auch an vorschnellen Urtheilen und

Handlungen nicht fehlen können. Wenn endlich gesagt worden sein soll, daß die symbolischen Bücher in Preußen nicht als dogmatisch sanktionirt anerkannt werden, so kann damit nur gemeint sein, daß die ehemals übliche, allerdings der Form nach harte, feierliche und eidliche Verpflichtung darauf in der Provinz Preußen vermöge langer Observanz nicht mehr gefordert wird; wodurch aber den symbolischen Büchern ihr Werth und ihre kirchliche Bedeutsamkeit keineswegs entzogen wird. Diese Erläuterung schien nicht unpassend, nicht um des einzelnen Falles willen, sondern weil das ganze Verhältniß jetzt, zum Theil mit großer Heftigkeit, öffentlich wieder zur Sprache kommt und in sehr bedeutender politischer Beziehung steht."

3. Beilage.

Schluß eines Aufsatzes vom Konsistorialrath Dr. Kähler.

Ueber Werth und Wahrheit des Christenthums mit besonderer Beziehung auf Lessings Nathan.

Abgedruckt in der Königsberger Kriegs- und Friedens-Zeitung am 25. Februar 1846.

„Lessing warf das Christenthum mit Judenthum und Muhamedanismus in eine Klasse, bloß weil er sich an den niedrigsten Begriff der Offenbarung, den eines in sich selbst sinnlosen Wunders, hielt. So war es ihm leicht, das Judenthum in einer idealen Vollkommenheit zu charakterisiren, die es nirgend hat und haben kann, wo es seine ursprüngliche Tendenz behauptet, die durchaus keine rationale, sondern eine sinnlich supernaturale ist; und das geschichtliche Christenthum bot ihm in der ersten kirchlichen Ausbildung Beispiele genug, um es mit dem Judenthum in eine Klasse werfen zu können. Wie oberflächlich aber diese Ansicht war, und wie weit das Christenthum seinem eignen Sinne und Wesen nach über die dem Judenthume eigenthümliche und davon untrennbare Tendenz hinausgeht, das kann wohl keinem wahrhaft gebildeten Kenner des geistigen Motivs der menschlichen Natur zweifelhaft sein: und mit Recht trifft also Lessing der Vorwurf, daß seine Weisheit eine voreilige und sein Resultat ein schiefes gewesen sei, und daß bei wahrer Einsicht der Sache er seinen an Geist reichen und in einzelnen Ausführungen trefflichen Nathan nicht oder anders würde geschrieben haben. Herr Dr. Rupp wird sich, wie ich hoffe, nicht beleidigt fühlen, wenn ich ihn in seinem Konflikt mit der bestehenden Kirche Lessing an die Seite stelle. Er hat wohl kaum die Tiefe und den eigentlich bewegenden Sinn der Reformation tief genug erwogen, um zu äußerlicher Nachahmung Luthers wahrhaft berechtigt zu sein. Die Ausstellungen, welche er gegen die bestehende Kirche hat, sind gar nicht so wichtig, und der Druck, welchen das Konsistorium scheinbar ausübt, nicht so eigenmächtig und feindselig, daß er seine Stellung mit der Luthers irgend

vergleichen könnte. Er würde als Geistlicher Raum genug gefunden haben, mit der ihm eigenthümlichen Redekraft im Sinne Christi zu erbauen, auch wenn er nie des Athanasischen Symbolums erwähnt hätte, wovon wahrscheinlich der geringste Theil seiner Zuhörer je etwas gehört hatte. Sowohl diese Predigt selbst, als deren Bekanntmachung durch den Druck war eine Herausforderung an das Konsistorium, der es kaum milder begegnen konnte, als geschehen ist. Wenn dadurch sein Beifall stieg, so ist kaum zu übersehen, daß in unserer Zeit eine allgemeine Neigung zur Opposition jeden unterstützt, welcher den höhern Autoritäten keck entgegentritt, und daß dieser Enthusiasmus mit dem eigentlichen Sinn und Werth der Sache meistens in keiner wesentlichen Verbindung steht. Der Nutzen der von ihm veranlaßten und unterstützten Kirchentrennung ist sehr zweifelhaft, der Skandal ist gewiß; und ich gestehe, daß mir das Herz blutet, wenn ich daran denke, wie in dem mir so theuern Königsberg und in der ganzen Provinz, meinem zweiten Vaterlande, die friedliche Erbauung gestört und bis auf den Tod verwundet wird. Religion ist so unwidersprechlich der tiefste Grund, der geistige Keim der Seele, daß sie wohl in jeder zufälligen Gestalt, worin sie irgend lebendigen Grund findet, als göttlicher Lebenshauch geachtet, und nie mit Gewalt, nur mit elterlicher Schonung weitergeführt, nach Pauli Ausdruck 1 Kor. 3, 6—9 gepflanzt und begossen werden muß. Gerade das ist wohl der vornehmste Grund, warum die, welche ihr berufsmäßig sich widmeten, stets so nachsichtig gegen die hergebrachte äußere Form waren, um nur nicht bei denen, welche sie nicht selbst begriffen, nur für sich faßten, Aergerniß zu verursachen. Es sind stets nur Wenige, die zum Maaße des vollkommenen Alters Christi gelangen; die meisten sind Kinder, und eine gewaltsame Kunstbildung bringt gewiß nirgend weniger Segen, als in der Religion. Darum ist sicherlich die Zurückhaltung, mit welcher in der Kirche deren Verwalter Neuerungen behandeln, nicht minder weise und gerecht, als im politischen Verein die Neigung der Regierenden, jede dem Herkömmlichen geradezu widersprechende Forderung so langsam und schonend als möglich zu erfüllen. Niemand, der den jetzigen Stand der Kirche kennt, wird leugnen, daß sie, nicht einer Revolution, aber einer Reform der

Verhältnisse bedarf, in welche sie zur Zeit der Reformation durch den zufälligen Drang der Umstände und die Persönlichkeit ihrer Begründer gesetzt worden ist. Denn Umstände und Personen sind überall die Bildner geschichtlicher Zustände, und eben darum kann keiner dieser Zustände bei veränderten Verhältnissen der Nachbildung sich entziehen. So bedarf auch die evangelische Kirche einer Umänderung in vielen Beziehungen, worin sie mit dem jetzigen Bildungszustande nicht mehr zusammenstimmt; und ohne Zweifel wird diese Umänderung aus ihr selbst erfolgen und ihrem erstarrten Körper das allgemeine Leben wiedergeben, welches ihrem innern Gedeihen entspricht; denn Zwang, sinaitischer Donner und jüdischer Bann wie inquisitorische Kriminaljustiz, sind unter allen Umständen gegen das Wesen der evangelischen Kirche: ihr Zweck ist nicht äußere Gerechtigkeit, sondern die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt. Sie ist ihrer echt christlichen Natur nach Pflegerin des Geistes; wo aber der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit. Aber doch auch Gemeinschaft, die niemals sein kann ohne gemeinsame Form und Achtung dafür. Leichtsinn, Muthwille, Empfindlichkeit, Leidenschaft müssen durchaus und in ihren verborgensten Einwirkungen wegfallen, wo es das Bestehen und die Förderung des Gemeinsamen gilt. Je reifer der Geist und je unbefangener, um so tiefer achtet er stets die natürliche, wie die durch die Zeit natürlich gewordene Ordnung, und hütet sich wohl, voreilig seine Begriffe von dem, was besser wäre, ihr aufzudringen. Die Kirche ist kein Werk des Aberglaubens oder des Priestertruges; sie ist der Baum religiöser Bildung, der aus der tiefsten Wahrheit und aus dem erhabensten Begriff der Menschheit als eines Gottesreiches hervorgegangen ist. Wer sie verachtet, der bezeugt nur die eigene Dürftigkeit des Verstandes und Gemüthes. Wer sich von ihr losreißt, bloß um den eignen Sinn zu behaupten, gleicht einem Zweige, der vom Baum abbricht; er liegt und welkt, statt selbst ein Baum zu sein. Ich sage kein Wort, um mich gegen den Verdacht zu schützen, als ob ich irgend einer Kirchentyrannei das Wort reden möchte. Mein christliches und kirchliches Urtheil habe ich hier klar genug ausgesprochen, um keines fanatischen Sinnes verdächtig zu sein; mein kirchliches Leben und Wirken ist bezeugt genug, um von mir selbst keines Zeugnisses zu

bedürfen. Aber ich sage mit Luther aus vollem Herzen: ich liebe die Kirche und ihre schöne Gestalt; und ich wünsche von Herzen und bete und hoffe zu Gott, daß sie auch aus dieser Verwirrung und Prüfung neubegründet hervorgehe und sich im reichsten und tiefsten Sinn an ihr bewähren möge, was Jesaias einst vom geistigen Kern des alten Testaments Kap. 60 weissagte, und Christus von der durch ihn gegründeten Gemeinde aussprach, daß die Pforten der Hölle sie nicht überwältigen werden. Denn es wird und soll Eine Heerde und Ein Hirte sein. Und so lasse ich zum Schluß den wahrhaft Gottbegeisterten Paulus für mich reden, wie er an die Epheser schreibt, Kap. 4, 1 — 6. So ermahne nun euch ich Gefangener in dem Herrn, daß ihr wandelt, wie sichs gebühret eurem Beruf, darin ihr berufen seid, mit aller Demuth und Sanftmuth, und vertraget einer den andern in der Liebe, und seid fleißig zu halten die Einigkeit im Geist durch das Band des Friedens. Ein Leib und Ein Geist; wie ihr auch berufen seid auf einerlei Hoffnung eures Berufs. Ein Herr, Ein Glaube, Eine Taufe, Ein Gott und Vater aller, der ist über euch Alle und durch euch Alle und in euch Allen!"

Dieses Bruchstück veranlaßte zwei Entgegnungen zu Gunsten Rupps in derselben Zeitung; die erste von einem Ungenannten, der „zu des hochverehrten Mannes Füßen gesessen und in Christo den Geist der Freiheit in der Versöhnung zu erfassen von ihm gelernt" zu haben behauptet; die andere von „einem wahrlich getreuen Schüler", welcher dem „hoch und in Wahrheit gefeierten Lehrer" schuld giebt, er habe Lessings Nathan nicht verstanden. Beide enthielten die damals in der Masse der sogenannten Gebildeten sehr beliebten Meinungen über kirchliche Dinge und insbesondere über die durch Rupp veranlaßten Vorgänge; ihre Verfasser scheinen aber die Seite 73 angeführte Warnungstafel nicht gekannt oder unberücksichtigt gelassen zu haben. Auf sie folgten zwei Widerlegungen, die eine in № 74, die andere in № 71 und 76 der Zeitung für Preußen 1846, die meinen Vater, als er sie las, sehr erfreuten und im Wesentlichen seine volle Zustimmung fanden. Der Verfasser der ersten sagt, er sei nicht sein Schüler;

und aller Wahrscheinlichkeit nach verdankte die zweite ihren Ursprung dem von diesem vorzüglich verehrten Lehrer. In dieser letzten Widerlegung heißt es mit Bezug auf die erste Entgegnung: „Was hat sich geändert? fragen wir. Anonymus meint: es werden nicht mehr, wie früher, in Konsistorien, auf Kathedern, bei Besetzung kirchlicher Aemter beide „Parteien", die rationalistische und supernaturalistische, in gleichem Maße vertreten und berücksichtigt. Dagegen muß erinnert werden, daß dieser Parteigegensatz — Gott Lob! — ein völlig überlebter und in ein viel bedeutsameres Stadium eingetreten ist, wozu ein gut Theil auch der theure Mann beigetragen hat, welchem Anonymus über die gegenwärtige Sachlage die Augen öffnen will, welcher es sich aber ernstlich verbitten würde, wenn diejenigen ihn zu den Ihrigen zählen wollten, die nichts Besseres zu thun haben, als einem Wislicenus ihre sogenannten Predigten zu widmen und mit den flachsten Schwätzern zu fraternisiren." Damit war dieser Streit beendet.

4. Beilage.

Aus Briefen meines Vaters über Zeitfragen in der Kirche.

— „Ich habe meine Mißbilligung des freien Gemeindethums offen geäußert und werde sie aus wohlerwogenen Gründen nie zurücknehmen, weil ich mit Luther die Kirche und ihre schöne Gestalt nach dem Sinne Christi liebe. Aber diese Winkelkirchelei ist ganz wie die Winkelpolitik; beide entstehen aus allgemeiner Verkehrtheit vermöge unruhig ehrgeizigen Jückens und können die Verwirrung nur vermehren. Aber die halbreifen ingenia, wozu ich überhaupt alle häuslich nicht ernstlich genug beschäftigten Frauen rechne, greifen die glänzend erscheinende Seite heraus und vermehren so ohne Frucht die Verwirrung. — Schon oft habe ich darüber nachgesonnen, welchen höheren Sinn es hat, daß Geistesbildung fast immer Geistlichstörendes hat. Begreifen doch viele, z. B. der in mancher Beziehung tüchtige N. N., den Sinn des Wortes geistlich gar nicht und wollen Alles vergeistigt haben, obschon die Vorsylbe „ver" sie schon warnend darauf führen könnte, daß der Geist in der Ungebundenheit sich leicht überstürzt und eben in dem Worte geistlich auf das, was ihm allein sicheren Halt geben kann, hingewiesen wird. Ach, lieber Sohn, wie erhebt sich mein Geist in der heiligen Fluth der biblischen Wahrheitstiefe! Freilich der gemeine Sinn des φυχικος nach Paulus (1. Kor. 2.) faßt nichts davon und wird davon gleichsam trunken und in seinem Denken fratzenhaft, wie leider die Kirchengeschichte so deutlich als entsetzlich beweiset. Aber es bleibt doch zuletzt wahr, daß der Geistliche Alles richtet und von Niemand gerichtet wird. Freilich ist das weder auf Universitäten noch auf Synoden zu gewinnen; vielmehr setzen beide Anstalten es voraus. Was kann da der Einzelne thun, als auf Gott vertraun und für die Wahrheit nach bestem, sittlich erkanntem, nicht blos erstudirtem Wissen leben und streben." —

— „In der Zeitung habe ich eine zwar strenge, aber doch würdige und dem christlichen Geiste wie dem

wahren Protestantismus entsprechende Erklärung des Oberkirchenraths gefunden, die den Bann über die freie Gemeinde ausspricht. — Ich beklage die kirchliche Spaltung tief, die kaum ausbleiben kann, weil die Differenz tief in das geistige Leben gedrungen ist und nur durch ungemeine Geistes- und Gemüthskraft gehoben werden kann, in Liebe nicht in Gesetz, Gesetzeskunde und Consequenz. Ich meinerseits vertraue Gott, der in das menschliche Gemüth die Ahnung seines Vaterwesens gelegt hat und diesen edelsten Sinn zu der ihm angemessenen Lebensgestaltung führen wird, und kann nur bitten für die Irrenden und Schwärmer, wie Christus am Kreuze: Vater vergieb ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun; was allerdings auch für mich selbst gilt, insofern ich irre. Denn Lüge und Betrug wie Härte und Anmaßung sind meiner Seele fremd." —

„Ich umarme Dich, mein theurer Sohn, und möchte Dich gern dem Kampfe entnehmen und als Sieger bekränzt sehn; aber das Pflichtleben ist keine dichterische Phantasie; es kann nur in einem innern Kampfe, der bis an den Tod dauert, und in Schmerzen und Entsagungen ohne Zahl und, wie es im Moment der Verzagtheit scheint, ohne Maß, vollendet werden, und diese Vollendung verbürgt Christus denen, die sie in wahrer Nachfolge gläubig suchen. Gott segne und tröste Dich!" —

— „Nie hat mich ein Brief von Dir so im Innersten freudig bewegt, als Dein letzter. — Was Du von der innern Mission schreibst, ist die schönste, hoffentlich nicht taube Blüthe der neuen christlich reformatorischen Bildung. Du weißt, daß ich die innigste Liebe zu Christo im Herzen trage, obschon sie mehr innerlich und scheu, als in Glaubensdemonstrationen vortretend ist. Was irgend amtlich Gutes und Ehrenwerthes in mir ist, danke ich ihr; sie ist von Kindheit an der gute Geist meines vielbewegten Lebens gewesen und hat mit meinem geistigen Menschen Gestalt und Kraft gewonnen. Sie hat mir als Geistlichen eine Theilnahme und Wirkung verschafft, die ich nach eignem Bewußtsein oft nicht verdiente und doch als die schönste Frucht meines Lebens ansehen mußte. Ich hatte zu viel Weichlichkeit, um Christo nachzufolgen im rechten vollen Sinn; und ich fürchte, derselbe Fehler wird sich dem Aufschwunge unserer Zeit zu neuer christlicher Gestaltung am mäch-

tigsten entgegenstellen. Denn Wollust und Eitelkeit sind die Feinde des Evangeliums, an sich und in ihren Verkündigern. Ein Glaube, der das Kreuz ablehnt oder leicht zu machen sucht, hat den Geist Christi so wenig, als der, welcher es recht groß und schwer macht ohne Noth und Beruf. Die erste Kirche ist in der Ostentation, die zweite im Dogmatismus versunken; es fragt sich, ob die dritte einen solideren Grund zum Bau des neuen Tempels finden wird, in welchem der Geist Gottes wohnet in voller Kraft und Wirklichkeit, wie einst in Christo, der sich in ihm bezeugte als dem Sohne Gottes und in seiner Kraft Tod und Teufel überwand. Du wirst sagen, die zweite; nämlich unsere Kirche sei nicht im Dogmatismus, sondern im Rationalismus und dessen Begleiter dem Skeptizismus versunken. Aber da ist wohl zu bedenken, daß jener und dieser nur umgekehrte Seiten desselben Motivs, des unberechtigten, nach der inneren mangelhaften Fertigkeit suchenden Denkens sind. Das Wort des Pilatus: was ist Wahrheit? sprach nur den Sinn aus, welcher den Pharisäismus beseelt, und welchem Paulus 1. Kor. 1 — die Kraft Gottes in Christo — entgegensetzt. Die Bildung unserer Zeit hat mehr Verwandtschaft mit Pilatus als mit den Pharisäern; wer gegen sie kämpfen und siegen will, muß Christo nachfolgen im tiefsten und reinsten Sinn. Das ist nicht leicht und kann weder durch akademische Bildung, noch durch äußere Consecration und esprit de corps ersetzt werden; wer Christi Geist nicht hat, der ist nicht sein. Aber Liebe zum Menschen ohne Unterschied, sei er Heiliger oder Sünder, urschöpferische Liebe, nicht in idealen Tiraden, sondern von Herzen in lebendiger That, unmittelbar persönlich, rein, unermüdet, wie Mutterliebe: das ist der Geist des Vaters, wie er sich im Sohne offenbart hat als Menschen seligmachender Wille. Er fordert viel Verläugnung und steht nicht in Worten, sondern in Kraft. Selbst das evangelische Wort ohne diese Kraft ist nur ein Hauch oder ein tödtender Buchstabe. Mein innigstes Gebet steht der kirchlichen Erhebung zur Seite; aber der, welcher den Ruf dazu in das Herz gelegt hat, thut immer mehr, als wir bitten und verstehen. Mit innigster Theilnahme werde ich den Gang der innern Mission als eines neuen Keimes christlicher Geisteswelt, entsprossen der protestantischen Kirche,

die ich als Mutter meines Glaubens ehre und liebe, verfolgen und Gott danken, wenn ich sehe, daß weder mystische noch dogmatische Schwärmerei mit ihren Kindern Arroganz und Ungerechtigkeit sich in ihre Führung mischen, sondern der Geist Dessen, der Gottes und Menschen Sohn ist, als der ursprüngliche und ewige des gottgeschaffenen Menschen darin waltet. Ohne Verirrungen wird es wohl nicht abgehen; es ist leider nur zu wahr, was Reinhard einst in einer Predigt abhandelte, daß unter den Händen der Menschen Alles schlecht wird. Aber, wenn sie Einsicht und guten Willen haben, segnet doch Gott ihren guten Willen, daß er durch seine Gnade reiche Frucht trägt. Und der fromme Ackersmann hat an dem Früchtesegen nicht weniger, sondern mehr Freude, als der, welcher ihn als den schuldigen Lohn seiner Arbeit fordert." —

(Veranlaßt durch die Erklärung des evangelischen Vereins in Königsberg über die Grundzüge einer kirchlichen Gemeinde-Ordnung gegen die s. g. Unionisten, die ihm zur Unterschrift vorgelegt war.) „Obschon ich, hochbetagt und mit einem Fuß im Grabe, längst alle geistliche Thätigkeit nach außen aufgegeben und mich nur auf die eigene christliche Seelenpflege beschränkt habe, so bleibt mir doch die Kirche als lebendige Repräsentantin christlicher Lebensoffenbarung theuer, und wie ich ihr die höchsten Segnungen von Gott erbitte, so freue ich mich auch jeder Bewegung in ihr, die ein neues jugendliches Erwachen anzeigt. In dieser Gesinnung schließe ich mich gern dem Protest an, welcher durch Herrn Pfarrer Krüger mir mitgetheilt worden ist und zum Zweck hat, die Einmischung der Kammern in rein kirchliche Zustände abzuwenden. Nur erlaube ich mir mit aller Bescheidenheit die Bemerkung, daß die kirchliche Macht zur Selbstbehauptung wie zum Widerstande weder in Dogmatik noch geschichtlicher Feststellung bruht, sondern in der wahren unerschütterlichen Nachfolge Christi, die Niemand anders vermag, als durch seinen Geist. Wo der mangelt und der gemeine Menschengeist der Rechthaberei und der Präsumtion die Miene göttlicher Inspiration annimmt und sich selbst zum Eckstein des lebendigen Tempels der Gemeinde berechtigt glaubt, da kommt bei dem lautesten Geschrei und der höchsten Betriebsamkeit nichts heraus, als ein gewöhn-

liches Produkt mit heiligem Anspruch. Namentlich die protestantische Kirche war in ihrem Entstehen gewiß ein Werk gottbegeisterter Kraft, ging aber bald in so unpraktische und skandalöse Polemik über, daß wohldenkende Fürsten zugreifen und sie durch Einrichtung von Konsistorien wieder in Ordnung bringen mußten. Nicht genug kann daher die jetzt freigegebene, d. h. ihrer eignen Einsicht und Haltung überlassene Kirche sich davor hüten, daß nicht abermals persönliche Arroganz, die immer am gefährlichsten, wenn sie mit Einbildung tiefer Einsicht verbunden ist, ihr zeitliches Gebäude zertrümmern. Denn ihr inneres Wesen kann so wenig untergehen, als der Tod am Kreuz das Werk Gottes in Christo vernichtet hat. Der Mensch kann sie nur ausbilden und halten, wie sich selbst, wenn er sie in sich selbst begreift. Darum — seid fleißig zu halten die Einigkeit im Geist durch das Band des Friedens."

5. Beilage.

Rede bei der goldenen Hochzeitfeier am 28. März 1849.

„Lobe den Herrn, meine Seele, und was in mir ist, seinen heiligen Namen; lobe den Herrn, meine Seele, und vergiß nicht, was er dir Gutes gethan hat; der dir alle deine Sünden vergiebet und heilet alle deine Gebrechen.“ Amen.

Der Jubelruf: „Hosianna dem Sohne Davids! gelobt sei, der da kommt, im Namen des Herrn! Hosianna in der Höhe!“ mit welchem das Volk den Heiland bei seinem Einzuge in Jerusalem begrüßte, erinnert uns an die Verheißung, die Nathan einst dem Könige David verkündigte, und an dessen Gebet (2 Sam. 7, 18):

„Wer bin ich, Herr, Herr, und was ist mein Haus, daß du mich bis hieher gebracht hast?“

Die Anwendung dieser Worte in der gegenwärtigen Stunde auf uns liegt so nahe; die Feier unsres häuslichen Festes giebt so viel Anlaß zum Danke gegen Gott: daß ich Eure Gedanken und Empfindungen, meine theuren, innig geliebten Eltern, nicht einfältiger und edler zu treffen und auszusprechen wüßte.

Bis hieher! bis zu diesem sonnenhellen, durch die seltenste und ungetrübteste Freude verklärten Morgen hat der Herr Euch gebracht. Sein Werk, seine Fügung ist es, daß Ihr ein halbes Jahrhundert hindurch von jenem Tage an, der Eure Hände und Herzen zum ehelichen Bunde vereinte, in Liebe und Treue bis hieher gekommen seid; daß Ihr auf eine so lange Reihe von Jahren zurückschauen könnt, reich zwar an Heimsuchungen und Prüfungen aller Art, aber doch reicher an Segnungen, deren letzte die höchste ist. Denn in ihr strömt, wie in einem Brennpunkte, Alles zusammen, was der himmlische Vater Euch Gutes werden ließ: die ungewöhnlichen Begabungen, mit denen er Euch ausgerüstet; die edlen Seelen, deren Liebe er Euch zugewendet, von den ersten Pflegern Eurer Kindheit und den Freunden an, die heute vor fünfzig Jahren für das jugendliche Brautpaar ihre Gebete zum Himmel richteten, bis zu denen,

welche in dieser Stunde fern und nah des Jubelpaares vor Gott gedenken; die Ehren und Freuden, mit welchen er Eure Lebensarbeit in immer steigendem Fortschritte vergolten, bis zu dem friedlich stillen und sorgenfreien Lebensherbste, den seine allwaltende Vorsehung Euch bereitet hat. Ja die letzte und höchste Segnung, die heutige Jubelfeier mit ihrer ernsten und heiligen Freude nimmt auch den letzten Stachel aus Euren Seelen, welchen manche bitter schmerzliche Erfahrung des vergangenen Lebens in dieselben drückte; sie schmilzt die letzten Mißklänge der viel bewegten und versuchten Herzen hinweg; sie löst die letzten räthselvollen Fragen über einzelne Fügungen des Herrn; sie tilgt sogar das wehmüthige Bewußtsein manches hinter dem ersehnten Ziele zurückgebliebenen Strebens. Denn in ihr offenbart sich die unermessene Gnadenfülle Gottes zu unleugbar, als daß nicht Euer ganzes Herz aufgehen sollte in Davids Dankgebet: „Wer bin ich, Herr, Herr, und was ist mein Haus, daß du mich bis hieher gebracht hast?"

Auch seines Hauses gedenkt er in diesem Gebete und der gesegneten Bestimmung, welche demselben durch Gottes Rathschluß geworden ist. Und wie könnte ich Eures Hauses, Eurer Kinder und Kindeskinder vergessen, unter denen ich selber von Allen am längsten auf Euren gemeinsam durchmessenen Lebensweg zurückblicken kann, am längsten innig betheiligter Zeuge Eurer Führungen gewesen bin! Du, mein Vater, und Du, meine Mutter, Ihr Beide seid aus Familien entsprossen, denen Kindersegen nicht gefehlt hat; allein weder Eure würdigen Eltern noch Eins Eurer Geschwister haben einen Tag erlebt, wie Ihr heute. Sie Alle haben nicht so fast ausnahmelos, wie Ihr, die Häuser der eignen Kinder unter Gottes Obhut wachsen und sich mehren sehen; und Keins von ihnen hätte, selbst wenn sie die goldene Hochzeit erlebt, einen so zahlreichen Kreis dankerfüllter Kinder und Enkel um sich sammeln können. Wahrlich, wie Davids Haus, ist auch das unsere ausgezeichnet weit über unser Verdienst, selbst über Bitten und Verstehen. Fasset doch die Feier des heutigen Tages nicht allein dankend zusammen, was uns der Herr bis hieher gethan hat; sondern sie wird auch ein unvertilgbar sprudelnder Quell des Segens für uns Kinder und durch uns für Euch Selber, denn was geht guten, treuen Eltern

über das Heil ihrer Kinder? Unauslöschlich wird dieses Fest sich unsrer Erinnerung eingraben; mit beredtem Munde wird es zu uns und unsren Nachkommen sprechen; mit der unwiderstehlichen Macht selbsterlebter Erfahrung wird es uns predigen: „bleibe fromm und halte dich recht, denn Solchen wird es zuletzt wohlgehen!" Ob auch unser Leben in eine bange, sorgenvolle Zeit fällt, in welcher die Frömmigkeit bei Vielen verachtet, das Recht von Vielen zertreten wird; ob jetzt auch Manche abfallen von dem ewigen Könige des Himmelreichs, dessen Verheißung schon Davids Seele zum Danke gegen Gott öffnete: wie seine Nachkommenschaft, so wird auch die Eure niemals vergessen, wozu sie berufen ist; durch Gottes Gnade wird niemals in unsern und unsrer Kinder und Kindeskinder Herzen der Glaube an den Davids- und Gottessohn erlöschen, den Du, mein Vater, eine lange arbeitvolle Amtsthätigkeit hindurch in Wort und Schrift tief eindringend der Gemeinde gepredigt, den Du, meine Mutter, in einem entsagungreichen, selbstverleugnenden Leben durch unwandelbare Nachfolge des Herrn uns bezeugt hast. Wie Du unsern Schwestern und Frauen bisher ein ermunterndes und tröstendes Vorbild, uns Allen der durch Nichts zu irrende Einigungspunkt geschwisterlicher Liebe gewesen bist: so wird Dein gesegnetes Andenken unsere Töchter und Enkelinnen — Eine derselben sprach es heute schon aus — auch für das gewinnen, worin eine Christin ihren höchsten Schmuck und köstlichsten Schatz erkennt. Wie Du, mein Vater, Deine Lebensbahn frei und treu gewandelt, so wird Gott von Geschlecht zu Geschlecht Deinen Söhnen und Enkeln geben, daß wir, des edlen von Dir empfangenen Erbes nicht unwerth, männlich und muthig überall für die Freiheit eintreten, wo schmutziger Knechtssinn, und für die Treue, wo freche Zügellosigkeit hervorbricht; daß wir getrost unsre unerfahrenen Jünglinge dürfen von uns lassen, ausziehend zum Kampfe mit der Welt und mit ihrem eigenen Herzen, beschützt durch Deinen ehrenreichen Namen und Deinen Vorgang in Frömmigkeit und Rechtschaffenheit. Als Siegel dieser Hoffnung und Verheißung schenkt uns Gott den heutigen Tag. Nimmermehr soll und wird darum Euer Geschlecht weichen von dem Samen aus Davids Stamme, in welchem alle Geschlechter der Erde gesegnet sind — von Christo, in welchem

alle Gottesverheißungen Ja und Amen sind, Gott zu Lobe durch uns!

Das um so mehr, da wir auf das Gewisseste wissen, was David nur ahnete, als ihm jene Verheißung gegeben ward, daß dem Könige aus seinem Hause und Geschlechte nicht blos alle Völker der Erde huldigen sollen, sondern daß auch Alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, vielmehr das ewige Leben haben. Der Siegesfürst, welcher sprach: „Ich bin die Auferstehung und das Leben!“ führt einst auch die Eurer Kinder und Kindeskinder, welche von Euch und uns schmerzlich beweint in frühe Gräber sanken, mit mildem, reinem Himmelsglanz verklärt Euch an seiner Hand entgegen; und unaussprechliche Freude und Wonne vergilt alsdann die Opfer, welche er dem trauernden Vater- und Mutterherzen abgefordert hat. Wenn, wie heute statt der grünen Myrthe auf dem Haupte der goldne Kranz der geprüften und bewährten Jubelbraut, so statt dieses die ewige und unvergängliche Krone der Ehren Dein Haupt, meine Mutter, schmücken; wenn Dir, mein Vater, des Heilandes Wort ertönen wird: „ei du frommer und getreuer Knecht, du bist über Wenigem getreu gewesen, ich will dich über Viel setzen, gehe ein zu deines Herren Freude!“ wenn keine Frage, kein Zweifel den unermüdet arbeitenden Geist mehr quälen, keine Sorge, kein Schmerz die bange Seele mehr ängstigen, kein Vorwurf das schwache Herz mehr peinigen, keine Trennung die Brust mehr mit Seufzern, das Auge mit Thränen füllen wird; — wenn wir einst Alle, Alle uns unter dem ewigen Himmelslichte vor dem Throne des allbarmherzigen Gottes und seines eingebornen Sohnes voller Gnade und Wahrheit um unser Patriarchenpaar versammeln werden —: ha! mit welch seligem Entzücken werden dann die Worte des Lob- und Dankopfers sich von unsern Lippen heben: „Wer bin ich Herr, Herr, und was ist mein Haus, daß du mich bis hieher gebracht hast!“

Und nun erhebe ich Herz und Hände zu Dir, mein Gott und mein Erlöser! ich segne die Stunde meiner Geburt und den Tag, da Du mich zum Dienste Deines Wortes berufen hast, heute, wie nie zuvor in meinem Leben. Hast Du jemals den Segen, den mein Mund sprach, zu Deinem Segen gemacht, was ich in Deinem

Namen auf Erden band und lösete, im Himmel gebunden und gelöset: o so laß heute Deinen heiligen Geist in reicher Fülle auf mir ruhen und besiegle für Zeit und Ewigkeit, was ich auf Deinen Befehl verkündige. Denn siehe Herr, mein Vater und meine Mutter, vor denen ich in diesem feierlichen Augenblicke stehe, sie sind es ja, durch welche Du mir Alles gegeben hast, was ich bin und habe; sie sind es, durch welche Du mich von meiner Wiege an Dir geweiht und zu Dir gezogen hast; sie, durch welche ich Deinem heiligen Dienste zugeführt und zugerichtet, und, so weit es sein mag, geschickt worden bin, Dein heiliges Amt zu verwalten in der Gemeinde. Darum laß, o Herr, den mächtigen Strom Deines Segens, den Du durch sie auf mich ausgegossen hast, vielfältig auf ihre ehrwürdige Häupter zurückfließen, jetzt und bis an ihr sanftes Ende und auch dort vor Deinem ewigen Throne. Weihe und heilige Deinen Knecht um des gnadenreichen Werkes willen, zu welchem Du ihn heute ausgesondert hast. Amen.

Ihr aber, meine lieben, lieben Eltern, erlaubet dem Sohne, Euch die neuen Ringe Eures durch fünfzig Jahre bewährten Ehe- und Herzensbundes als ein schwaches Sinnbild seiner Dankbarkeit darzubringen. Denn nur im Sinnbilde vermag der Mensch das Höchste und Heiligste auszudrücken.

Der Ring, welchen Dir, mein Vater, Deine Braut einst am Traualtare gereicht, ruht längst im tiefen Meeresgrunde; darum soll dieser Ring, den ich Dir heute reiche, keinen neuen Bund, sondern die Treue bezeichnen, welche im tiefsten Herzensgrunde wohnt und bis heute bewahrt ist.

Dein Trauring, meine zärtlich geliebte Mutter, ist zerbrochen, wie Alles im Erdenleben zerbricht, zuletzt auch das Herz; dieser Ring aber ist das Sinnbild der Liebe, die da bleibet, und die uns Bürgschaft ist, daß, ob auch unser irdisches Haus zerbrochen wird, wir doch einen Bau haben von Gott erbauet, ein Haus, das ewig ist im Himmel.

Du aber, dreieiniger Gott, Vater, Sohn und heilger Geist! segne den heut erneuten Ehebund dieses Jubelbrautpaares für den Abend ihres irdischen Lebens und für den verjüngenden Morgen des ewigen Lebens. Amen.

Unser Vater 2c. Der Herr segne und behüte dich; der Herr lasse sein Antlitz leuchten über dir und sei dir gnädig; der Herr erhebe sein Angesicht auf dich und gebe dir Frieden! Amen.

6. Beilage.

Grabrede,

am 9. November 1855 gehalten von dem Herrn Pfarrer Krüger.

Herr, wer Dich kann im Glauben fassen, der wird nicht, wenn's gebricht, von Dir sein verlassen! Und wenn nun eine Stunde da ist, wo es uns gebrechen will, eine Stunde tiefer Trauer an diesem Grabe um das Erlöschen dieses reichen Lebens, wenn tiefe Wehmuth uns ergreift bei dem Gedanken, daß wir ihn, den Heißgeliebten und Hochverehrten, dessen irdische Hülle wir hier begraben, nicht mehr unter uns haben, seine Gestalt nicht mehr sehen, seine Stimme nicht mehr hören werden, — dann, Herr, bitten wir um so inbrünstiger: Stärke uns den Glauben, damit wir nicht verlassen sein, sondern Deiner Gnadennähe in Christo, dem Anfänger und Vollender des Glaubens, dem Erstling der Erstandenen, reichlich uns getrösten mögen! Amen!

Theure, leidtragende Freunde! Im 1. Buche Mosis im 25. Kapitel lesen wir vom 8. bis 10. Verse die folgenden Worte: „Und Abraham nahm ab und starb in einem ruhigen Alter, da er alt und lebenssatt war, und ward zu seinem Volke versammelt. Und es begruben ihn seine Söhne in der zwiefachen Höhle, die da liegt gegen Mamre — da ist Abraham begraben mit Sarah seinem Weibe."

Wir können diesen Text nicht vernehmen, ohne von den vielfachen Beziehungen ergriffen zu werden, die in ihm auf unser heutiges Begräbniß liegen. „Da ist Abraham begraben mit Sarah seinem Weibe." Wir können diese Stätte nicht betreten, ohne des Tages zu gedenken, da wir sie einst einweiheten unter Gebet und Thränen durch das Begräbniß Derer, die hier unten schlummert, die ihm, dem nun Dahingegangenen, so viele Jahre lang durch Gottes seltene Gnade eine treue Sarah war. Und wie Abrahams und Sarahs Grabstätte gegenüber Mamre lag, wie ihn seine Söhne dort begruben, — also begraben auch unsern theuern Entschlafenen hier seine Söhne gegenüber seinem letzten Ruhesitz, und sie werden noch oft, sie werden täglich von drüben her grüßende Blicke senden nach der „zwiefachen Höhle", wo des Vaters und der Mutter Gebeine neben einander ruhen.

„Und Abraham nahm ab und starb in einem

ruhigen Alter, da er alt und lebenssatt war.“ Ja, als er starb, war er, so ist es natürlich, der Mann nicht mehr, der einst zwischen Bethel und Ai dem Herrn einen Altar gebaut, und gepredigt hatte von dem Namen des Herrn; derselbe nicht mehr, der einst in Egypten um Sarai sein Weib Sorge getragen, derselbe nicht mehr, der durch Pharaos Fürsten reich gemacht worden war an Gütern, derselbe nicht mehr, der seines Bruders Sohn errettet hatte in den Jahren der Kraft, der gesegnet worden war von Abimelech; Abraham starb alt und lebenssatt.

Abnehmen, alt und lebenssatt werden und dann sterben, das, Geliebte, ist Menschenloos, ist es im besten Falle, wenn einer nicht dahingenommen wird in der ersten Hälfte seiner Tage, sondern wenn an ihm das Wort in Erfüllung geht: „Des Menschen Leben währet siebzig Jahre, und wenn es hoch kommt, so sind es achtzig Jahre, und wenn es köstlich gewesen ist, so ist es Mühe und Arbeit gewesen.“ So hat auch er, unser theurer Entschlafener, abnehmen müssen; alt und lebenssatt ist er gestorben! Ach! wir sind deß Alle wehmüthige Zeugen gewesen, wie er selbst dies Abnehmen seiner einst so rüstigen Kraft, dies Beschränktwerden seiner einst so weitgreifenden Thätigkeit schmerzlich fühlte und bitter beklagte. Aber wie schön und tröstlich ist es dagegen, daß wir doch auf der andern Seite anerkennen müssen, wie auch das andere Wort des Textes auf ihn paßt: „in einem ruhigen Alter!“ Nach den Jahren voll Unruhe, voll Arbeit, voll mancherlei Kränkung, die er neben aller Ehre und Würde doch auch als eine Bürde hat tragen müssen, die der Herr keinem derer erläßt, welche er lieb hat, — wie erfreut es da, daß er noch über zwölf Jahre eines ruhigen Alters hat genießen können hier im Schooße der schönen Natur, umschlossen von lieblichen Familienbanden, und, was am Dankbarsten gegen Gott zu erkennen, doch die größeste Zeit an der Seite seiner theuern Gattin, mit der er hier in Euerm Kreise das seltene Fest fünfzigjährigen Eheglückes feiern durfte; und wir müssen ja sagen, daß erst, als er die verloren, er recht eigentlich alt und lebenssatt wurde. Wie muß solch Rückerinnern vor Allem aber Euch erquicken, die Ihr dies ruhige Alter durch Gottes Gnade ihm habt bereiten dürfen, die Ihr es ihm so gern verschönt und geschmückt habt durch treue Sorge und Mühe. Und da meine ich ganz besonders seine beiden treuen Pflegerinnen und Gesellschafterinnen der letzten Jahre, die um seinetwillen

gern manches Opfer brachten, und bereitwillig Freuden der Welt entsagten, welche Manchem unentbehrlich scheinen. Wie muß es Euch durch das ganze Leben erquicken, so wesentlich mitgeholfen zu haben, diesem theuern, seltenen Manne einen heitern Lebensabend zu bereiten!

Ja, ein seltener Mann war er, ein reichbegabter, den wir hier begraben, ausgezeichnet durch Gottes Gnade wie Wenige seiner Zeitgenossen. Nicht blos an die Zeit seines Alters, seines Abnehmens ziemt es uns heute zu denken, sondern auch, obwohl dazu diese Stunde wenig Raum gönnt, an die Zeit seines einstigen Zunehmens, seiner rüstigsten Kraft, seiner reichen Thätigkeit im Leben. Denn also geschiehet es bei dem Tode derer, die einst ausgezeichnet und vielgenannt waren, daß — wenn sie sterben, nachdem sie langsam abgenommen — ihr Tod wieder das von Vielen fast vergessene Bild ihres rüstigen Lebens über den Horizont für Alle emporhebt, unter den es für Viele niedergesunken war. Auch er hat einst Altäre gebaut in der fernen Heimath und in der Nähe, hier in unserer Provinz, dahin des Herrn Stimme ihn gerufen, der er folgsam geantwortet hat sein: „Hier bin ich!" Auch er hat gepredigt mit Macht und starkem Zeugniß von dem Namen des Herrn und von dem Wege zu diesem Herrn, welcher kein anderer ist als Jesus Christus, der Welt Heiland. Es geziemt uns heute, daran zu denken, wie er lange Jahre in der Hauptstadt unserer Provinz als Prediger von diesem Namen Tausenden ein hellscheinendes Licht, Tröster der Betrübten, Führer der Wankenden; wie er Hunderten, die jetzt selbst Hirten der Gemeinde Jesu sind nah und fern, als Universitätslehrer Führer, Vorbild und Meister in der Kunst zu predigen von dem Namen des Herrn gewesen ist. Und hier darf ich wohl, ja es ist mir eine heilige Pflicht, die ich zu erfüllen habe nicht blos in meinem Namen, sondern als Stellvertreter aller Derer, die einst, wie ich selbst zu seinen Füßen gesessen haben, von ihm in der Kunst, das Evangelium recht zu theilen, die Heerde Christi recht zu weiden unterwiesen worden sind, — hier geziemt mir es wohl, ein Wort des Dankes ihm nachzurufen in seine Gruft! Nicht minder treibt es mich, noch ganz besonders diesen Dank auszusprechen für Alles, was ich persönlich von ihm Liebes und Gutes empfangen habe, Hohes und Würdiges für Herz und Geist und äußere Lebensstellung, auch noch in späteren

Jahren. Aus vollem Herzen kommt es mir, wenn ich sage: das halte ich in dem Lebensgange, den Gott mich geführt hat, ganz besonders hoch, daß mir vergönnt war, diesem Theuern in seinen letzten Lebensjahren nahe zu stehen, von ihm so manches freundliche, väterliche, geistreiche Wort zu hören; wie es mir die feierlichsten Lebensmomente in meiner ganzen Amtsführung alljährlich gewesen sind, wenn ich ihm in Eurem Kreise, Ihr, seine Kinder und Enkel, das heilige Mahl unseres Herrn Jesu darreichen, wenn ich Zeuge sein durfte der Rührung, des Glaubens, mit welchem er dies theure Unterpfand der Gnade und Barmherzigkeit Gottes in Christo Jesu genoß. Unvergessen wird mir lebenslang manches Wort bleiben, das er vorzüglich nach solchen Stunden heiliger Weihe zu mir sprach. O wie habe ich dann oft gewünscht, und ich wünsche es noch heute, daß manches solcher Worte nicht blos von mir, sondern in weiteren Kreisen gehört worden wäre von Vielen, die ihn nur halb kannten! Gewiß, meine Theuern, wenn wir in seinem Lebensbilde heut manche Züge der Aehnlichkeit mit dem des Vaters Abraham fanden, — den schönsten dürfen wir nicht vergessen: Abraham glaubte an Gott, und das rechnete er ihm zur Gerechtigkeit. Dieser seligen Hoffnung dürfen auch wir uns heute in Bezug auf diesen theuern entschlafenen Vater und Freund gewißlich getrösten. Er ist nun hindurch aus dem Lande des Glaubens in das des Schauens. Was sein nach Wahrheit dürstender Geist hier so heiß ersehnt hat, nun hat er es: Er schauet nun nicht mehr wie durch einen Spiegel in einem dunkeln Wort, sondern von Angesicht zu Angesicht. Ja, das ist der Trost für uns Alle, die wir heute um ihn hier weinen, daß wir auch mit ihm glauben: Christus ist die Auferstehung und das Leben; wer an ihn glaubet, der wird leben, ob er gleich stürbe!

Und so schlummre denn sanft, du theurer Vollendeter! Nimm mit in deine Ruhestatt den heißesten Dank der Liebe für alles Gute, was du ihnen je gethan, von allen den Deinen, Kindern, Großkindern, Freunden, die deine Gruft umstehen! Worte sagen es nicht, was für Verehrung und Dank mit den Thränen, die hier geweint werden, auf den Sargdeckel niederträufelt. Aber einst droben werden wir es uns besser, fröhlicher sagen, denn: „Die Liebe höret nimmer auf!“ Amen.